

Wiener Stadt-Bibliothek.

8162/4-2 A



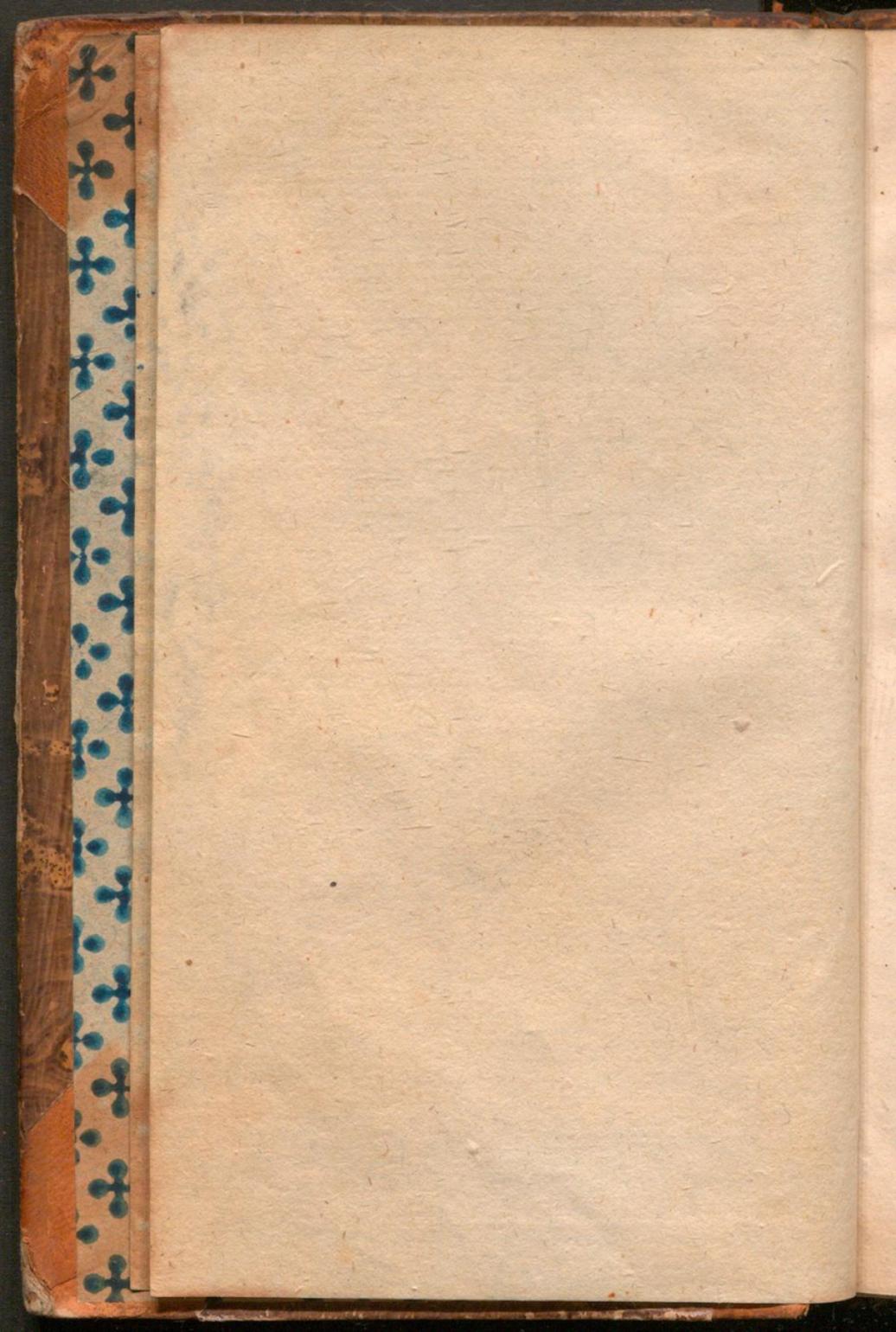


4324

D 1 1/2

24









J. Monrás Jr.

Historische Skizzen.

von

J. v. Kalchberg.

Erster Theil.



Wien

bey Schaumburg et Comp^e

1800.



Historische Skizzen.

Erster Theil.

21

1788

1788

Inhalt.

Die Schlacht am Marchfelde.

Der dankbare Löwe.

Eva von Gall.

Die Gräfinn von Frangipan.

Karl der Große.

Friedrich der Streitbare.

1771

Die Geschichte von
der holländischen
von der
die Geschichte von
von der
die Geschichte von

Die Schlacht am Marchfelde.

Vaterländische Geschichte ist eine interessante Lektüre für den Patrioten, ein wichtiger Erziehungsgegenstand jugendlicher Staatsbürger. Es verräth eine traurige Geistesdürftigkeit, in seinem eigenen Vaterlande gleichsam ein Fremdling und mit den Namen und Thaten der Voreltern gänzlich unbekannt zu seyn. Aegyptier, Griechen und Römer, alle berühmten Nationen älterer und neuer Zeiten, studirten die Geschichte ihres Vaterlandes, sammelten sich aus ihr die nützlichsten Kenntniße und Erfahrungen zur Richtschnur und Nachahmung für Gegenwart und Zu-

Kunst, und so erzeugte dieses Studium unter ihnen so manchen tapferen Heerführer, so manchen dem Vaterlande nützlichen Staatsmann. Beynahe jedes Volk, jedes Land hat in den Jahrbüchern der Menschheit eine oder mehrere Epochen aufzuweisen, wo es sich vor andern Nationen hervorthat, und sich so in diesen Urkunden ein ehrenvolles Denkmal errichtete. Diese Epochen sind die Quelle des Nationalstolzes, sind die Muster — der Sporn zur Nachahmung für Söhne, Enkel und spätere Nachkommen. Selbst ungebildete Nationen erhielten das Andenken berühmter Voreltern binnen Jahrhunderte durch Tradition und Volkslieder. Wenn wir Fremdlinge einen Homer und Oßian noch nach Jahrtausenden mit Entzücken lesen, und dabey unser Geist eine unwillküheliche Heldenstimmung erhält, welche Wirkung mußten ihre Gesänge einst auf Griechen und Celten machen? Die Siege der Römer lehrten die Römer siegen. Der erste Brutus erzeugte den zweyten Brutus.

Aus den großen Thaten der Väter entstanden die der Söhne, und so ward endlich Rom die Weltbeherrscherinn. Die Heldengesänge der Barden von den Thaten der Väter entflamten Hermanns Muth, daß er die Legionen Augusts vernichtete. Das Andenken dieses Helden erzeugte neue Helden, lehrte unsere Urväter, daß die unüberwindlichen Römer überwindlich seyen, und so wurden endlich die, durch deutsche Riesenarme, gefesselt, welche einst alle Könige und Völker an ihre Triumphwägen geschmiedet hatten.

So wie die ältere Geschichte unserer Vorfahren, so stellet auch die des mittleren Zeitalters uns manchen großen Deutschen zur Bewunderung und Nachahmung dar. Viele erhabne Gestalten erscheinen mir bey dem Blicke in die Vorzeit, und unter diesen will ich jetzt Dir, edler Rudolph von Habsburg! den verdienten Zoll meiner Verehrung bringen. Schon ein halbes Jahrtausend schläffst du, großer Fürst! in der düstern

Halle des Lobes, aber noch lebt dein Gedächtniß im Herzen aller deutschen Patrioten, noch fühlen wir die Wirkungen deiner wohlthätigen Regierung! Du wurdest, nach den Greulen einer langen Anarchie, dem verwaisteten Germanien ein gütiger Vater, der neue Schöpfer seines Wohlstandes — seiner Ruhe. Du bist der Stifter der großen österreichischen Monarchie, welche noch jetzt, nach so vielen bekämpften Stürmen, ihren neidischen Feinden trotzend, im Wohlstande blühet, deren Beherrscher, deine Nachkommen, noch jetzt den Thron des großen Karls rühmlich besitzen.

Der fünf und zwanzigste August des Jahres 1278 war der große blutige Tag, an welchem sich Rudolphs und seiner Nachkommen Schicksal auf dem Marchfelde entschied, an dem unsere Urväter Wunder der Tapferkeit verübten, und mit ihrem Blute dem Habsburgischen Geschlechte die Diademe dreier Herzogthümer erkauften.

Doch bevor wir die Ereignisse dieses wichtigen Tages, an welchem für uns Oesterreicher eine noch daurende Epoche begann, dem Schatten der Vergessenheit entreißen, müssen wir einige Blicke auf die frühern Zeiten jenes Jahrhunderts zurückwerfen, um uns mit den Verhältnissen, mit der damaligen Lage Deutschlands näher bekannt zu machen, damit wir nicht bloß die Erfolge und Wirkungen anstaunen, sondern auch deren Ursachen und das feine Gewebe erkennen, mit welchem die ewige Vorsicht das Schicksal ganzer Nationen, so wie einzelner Menschen lenket. Zwar ist schon von manchem Schriftsteller Rudolphs Leben beschrieben und seiner Thaten, folglich auch der Schlacht am Marchfelde, erwähnt worden; allein so manche interessante Szenen, so manche besondere Ereignisse, welche uns mit dem Geiste und Charakter dieses großen Mannes, so wie mit den einzelnen Thaten seiner Gefährten des Ruhmes näher bekannt machen, blieben doch aus gleichzeitigen Urkunden von Neuern

ungenüßt, und ein für uns aus mannigfaltigen Ursachen so wichtiger Gegenstand verdient wohl aus mehreren Gesichtspunkten näher betrachtet zu werden.

Nachdem endlich nach so langem Kampfe, das Hohenstaufische Kaisergeschlecht den Ränken und Verfolgungen der Quelen unterlag, und Barbarossa's letzter Enkel (Konradin) auf dem Flutgerüste zu Neapel durch das Schwert des Henkers verblutete, verfiel das unglückliche Deutschland in eine grauenvolle Anarchie. Alle Ordnung war aufgehoben, alle Geseze waren kraftlos; es gab mehr kein Recht, keinen Schutz für den Unterdrückten. Wittwen und Waisen wurden geplündert, ungeschert beraubte der Stärkere den Schwächeren; mit der Fackel und dem Schwerte wütheten Deutsche gegen Deutsche. Dies war die Epoche, wo das barbarische Fausrecht all seine Schrecknisse über das verwaiste Vaterland verbreitete. Die wenigen Edlen unter den damaligen Fürsten scheuten sich, ihr

Haupt mit einer Krone zu schmücken, deren Last schon so manchen Niedermann zu Boden gedrückt hatte, und wollten lieber die Macht besitzen, als Diener ihrem Herrn gebieten zu können, als im Gegentheile, nur mit dem Diademe und Titel des Herrschers geschmückt, ein Sklave ihrer fürchterlichen Diener, das Ziel der Verfolgung aller Großen zu seyn. So wie also die Kaiserkrone für Wenige einen Reiz hatte, so scheuten sich andererseits die meisten Fürsten vor der Wahl eines Regenten aus einem mächtigen Hause, der die von ihnen geraubten kaiserlichen Kammergüter zurückfordern, das gesunkene Ansehen seiner Würde wieder herstellen, und ihrer Zügellosigkeit und gränzenlosen Raubsucht Schranken setzen könnte. Mehr denn zwanzig Jahre dauerten die Greule und Verwirrungen dieses großen Interregnums. Zwar gab es binnen dieser Zeit vier Kaiser; allein Konrad der Vierte folgte bald seinem Vater in den Tod, und die übrigen drey Fremdlinge waren nichts weiter als — Schatz-

tenkaiser. Mit jedem Jahre häuften sich das Elend, vermehrte sich die Verwirrung, bis endlich der größte Theil Germaniens einer weltten Räuberhöhle glich. Wenn man noch irgendwo Schutz gegen Unrecht und Unterdrückung zu finden hoffte, so war es bey den wenigen Edlen, die, nebst dem Willen, auch die Macht hatten, die Gerechtigkeit mit den Waffen zu vertheidigen. Unter diesen wenigen Schutzgeistern ihres Vaterlandes war der Edelste — der Berühmteste — Rudolph Graf von Habsburg. Sein Name war schrecklich jedem Bösewicht, süß jedem Redlichen. Menschenliebe, Wohlwollen und Bieder Sinn waren die Grundlage seines Charakters. Unererschütterlich war sein Muth, unüberwindlich seine Tapferkeit, unbestechlich seine Gerechtigkeitsliebe; es suchten ihn alle Edlen — es flohen ihn alle Schurken. Seine Burgen und Schlößer standen der unterdrückten Unschuld, traurenden Wittwen, beraubten Waisen offen. Nur bey ihm war noch Menschlichkeit und Recht zu finden. Schon

als Jüngling hatte sich Rudolph unter
 Friedrich dem Zweyten die herrlichsten
 Lorber in Italien erkämpfet. Dort am Hofe
 dieses berühmten Kaisers bildete sich sein
 Geist, lernte er die Welt und Menschen ken-
 nen, ohne jedoch von seinem deutschen Vie-
 dersinn, von jener edlen Simplizität, dem
 Stempel eines großen Geistes, etwas zu
 verlieren. Eine Schaar kühner Jünglinge
 aus den edelsten Geschlechtern Deutschlands
 war der Kern, die Seele von Friedrichs
 Heer, und an ihrer Spitze glänzte Ru-
 dolph. Bey allen Schlachten und Bela-
 gerungen, überall wo Tod und Gefahren
 drohten, war er der Erste voraus. Mehr
 bebten die Lombarden den Löwenschild,
 als den mit dem zweyköpfigen Adler zu er-
 blicken. Vergebens suchten die listigen Ita-
 liener diesen deutschen Löwen, wie sie ihn
 nannten, durch die glänzendsten Versprechun-
 gen zu gewinnen; vergebens bot ihm der
 Papst, boten die Quelen Schätze und Für-
 stenthümer und die höchsten Ehrenstellen an.

Ich breche meinen Vasalleneid nicht — mag kein Schurke werden! war stets seine Antwort. Unwandelbar treu, diente er seinem Kaiser, und wankte auch damals nicht, als ihn mit diesem der Bannstrahl des römischen Himmel- und Erbebeherrschers traf. So brachte er seines Lebens Frühling am Hofe und in den Waffen zu. Als aber Friedrich's Haß gegen die Italiener in Grausamkeit ausartete, als der edle Graf seine Stimme so oft fruchtlos für Recht und Menschlichkeit erhob, und der Kaiser, seit dem Tage, an welchem sich einer seiner trug- und ränkevollen Astrologen, in dessen Gegenwart, vor Rudolphen auf die Knie senkte und diesem den künftigen Besitz des Kaiserthrones prophezeigte, weder Ohr noch Gewogenheit mehr für ihn hatte, sondern aus neidischem Aberglauben, den Heldenjüngling durch die gefährlichsten Aufträge seiner Ruhe zu opfern gedachte; — da nahm Rudolph seinen Abschied, und kehrte nach seinem väterlichen Erbe zurück, Einen großen Spielraum für

seine Thätigkeit fand er dort. Schon lange war sein Vater Albert in Palestina ein Opfer jenes frommen Wahnes geworden, der in jenen unseligen Zeiten der Kreuzzüge Europa entvölkerte. Habfüchtige Vormünder verwalteten nun das Vermögen des Minderjährigen und eigneten sich, obschon sie seine nächsten Blutsverwandten waren, den größten Theil desselben mit um so größerer Kühnheit zu, da sie mit Zuversicht erwarteten, daß der feurige Heldenjüngling in den Schlachtgesilden Italiens gewiß den Tod finden würde. Plötzlich und unvermuthet erschien er in seiner Heimath, und fand von den väterlichen Besizungen fast nichts mehr, als die alternden, beynah ausgeplünderten, Mauern von Habsburg. Zuerst mit Güte und Freundschaft, als aber diese Sprache nichts vermochte, mit dem Schwerte foderte er Rechnung und Wiedererstattung von seinen ungerechten Anverwandten. Bald verschaffte ihm seine Tapferkeit das Recht und die Zurückgabe seines Eigenthums; eben sobald

entriß er auch sein mütterliches Erbe, die Grafschaft Riburg, dem Bischof von Straßburg und dessen Kapitel. Schnell stieg nun seine Macht, sein Wohlstand so wie sein Ruhm, aber eben so bald entstanden Neider, und mächtige Feinde erhoben sich von allen Seiten, um die wachsende Macht des jungen Fremblings, wofür sie ihn wegen seiner langen Abwesenheit hielten, zu hemmen. Überall und immer half er sich mit seinem guten geübten Schwerte und mit der Wirkung seines erfinderischen Geistes durch. Er war nicht bloß, nach dem gewöhnlichen Schlage der Ritter seiner Zeiten, ein guter Reiter und muthiger Kämpfer, sondern er besaß alle Feldherrntalente in vollem Maße und wußte Tapferkeit mit Klugheit zu vereinen. Beynahe mit jedem Tage wuchs sein Ansehn und die Bewunderung seiner großen und kühnen Thaten. Überall nahm er sich der gerechten Sache an, überall, so weit sein mächtiger Arm reichte, beschützte er den Schwächern gegen die Unterdrückung des

Mäch-

Mächtigeren. Die Bürger von Uri, Unterwalden und Schwiz nahmen ihn als ihren Schutzherrn an. Die mächtigsten Städte, weltliche und geistliche Fürsten, suchten seine Freundschaft, seinen Schutz, und übertrugen ihm die Anführung ihrer Heere; denn wo Rudolph an der Spitze focht, da war auch der Sieg. Es wäre zu weitläufig, die beynahe zahllosen Schlachten und Fehden, in welchen sich dieser Held immer neue Lorbern sammelte, alle zu berühren; wir wollen also nur einiger Auftritte seines Privatstandes erwähnen, welche uns mit seinem Karakter und großen Geistesfähigkeiten näher und anschaulich bekannt machen.

Unter Rudolphs mächtigsten Gegnern befand sich Ulrich Freyherr von Regensberg, ein hochmüthiger raubsüchtiger Mann, der im Zürcher gau die festesten Schlößer und ansehnlichsten Ländereyen besaß, und dennoch, von unersättlicher Habsucht gespornt, das Gebiet dieser Stadt, so wie ihre Bürger, mit endlosen Räubereyen

und feindlichen Anfällen mäterte. Diese, fürchtend seine Macht und begierig nach Ruhe, schickten eine stattliche Gesandtschaft an ihn ab, und boten ihm Friede und Freundschaft, so wie die Schutzherrschaft über Zürich an. Allein der Uebermüthige erhöhte die Gesandten, schlug ihr Begehren ab, und verlangte eine unbedingte Unterwerfung, mit der Bedrohung einer sonst ewigen Fehde. Traurig kehrte die Gesandtschaft zurück, und die betrübtten Bürger nahmen nun ihre Zuflucht zum Grafen von Habsburg. Rudolph nahm sie gütig auf, und versprach ihnen seinen Schutz. Kaum erfuhr dies Regensburg, so sandte er einen Trupp seiner vertrautesten Reifige in die Gegend von Habsburg verkleidet ab, um dem Grafen meuchelmörderisch aufzulauern. Einst als sich dieser auf der Jagd befand, und sich mit seinem getreuen Knappen Müller von den übrigen Gefährten im Walde getrennt hatte, überfielen ihn die Ehrlosen, und Rudolph

erhielt in diesem ungleichen Kampfe eine tödtliche Wunde, mit welcher er zu Boden stürzte. Die Mordelöhner jauchzten bey seinem Falle und drangen nun zu, ihn vollends zu ermorden. Aber der brave, riesenstarke Müller stellte sich über den Gefallenen, kämpfte wüthend und vertheidigte seinen Herrn so lange, bis die übrigen Jäger herbeyeilten, bey deren Anblick die Mörder entflohen. Kaum war Rudolph von seiner Wunde geheilet, so schlug er den treuen Knappen zum Ritter, behandelte ihn in der Folge stets als Busenfreund, und ließ ihn bey der Tafel immer an seiner Seite sitzen. Auch die nachherige Hohheit der Kaiserwürde änderte diese Gesinnungen nicht, und manchem hochmüthigen Fürsten, den diese Vertraulichkeit befremdete, gab der Edle den Bescheid: „Müller rettete mir das Leben; ich bin ihm Dankbarkeit schuldig.“ — Den tüchtigen Regensberg zu züchtigen, verlegte nun Rudolph seinen Wohnsitz nach Riburg und begann,

vereinigt mit den Zürchern; die Fehde.
 Der stolze Ulrich verließ sich auf die Fe-
 stigkeit seiner Schlößer, und spottete seiner
 Feinde, auf der unüberwindlichen Feste Re-
 gensberg. Rudolph sah, daß Ge-
 walt gegen diese unübersteigliche Felsenburg
 wenig vermöge, er nahm also seine Zuflucht
 zur List. Der stolze Freyherr hatte die Ge-
 wohnheit, fast täglich mit zwölf Gefährten
 in weißer Kleidung, auf weißen Rossen und
 mit zwölf weißen Hunden auf die Jagd zu
 reiten. Rudolph ahmte diese Maske nach;
 kleidete sich und zwölf seiner Waffenbrüder
 in weißes Gewand, nahm zwölf weiße Rosse
 und Hunde. Mit diesen und einer Schaar
 Zürcher nahte er sich des Nachts der Fe-
 ste, verbarg sich und die Seinen in einem
 Hinterhalte. Kaum stieg die Sonne empor,
 so sahen sie den hochtrabenden Freyherrn in
 obbeschriebenem Aufzuge den Burgweg her-
 abreiten. Listig harrte der Graf, bis sich
 selber mit seinen Gefellen weiter entfernte,
 und endlich im Walde nicht mehr von der

Beste aus gesehen werden konnte. Sobald dies erfolgte, schrie Rudolph: „Auf Kameraden! jetzt ist es Zeit.“ Mit verhängtem Zügel sprengte er in seiner Bekleidung, mit seinen zwölf weißen Gefährten und Hunden, den Schloßweg hinan, und mit wildem Geschrei und blanken Schwertern folgten in kleiner Entfernung die Zürcher, als wie im Begriffe, ihm nachzusetzen. Die erschrockenen Thorwächter rollten hastig die Zugbrücke herunter, um ihren vermeinten Herrn einzulassen, und ihn von der Verfolgung der Zürcher zu befreien. Kaum aber war Rudolph mit seinen Zwölfen unter dem Thore, so zogen sie die Schwerter und fochten so lange bis die Zürcher nachfolgten, und Regensburg erobert ward. Keine Seele durfte nun die Burg verlassen, und der Graf hielt sich ruhig darinn. Nach einigen Stunden kehrte der Freyherr zurück, willig ließ man ihn ein; er war gefangen.

Eine gleiche Erfindungskraft bewies R u d o l p h s Schöpfergeist in einem Kriege gegen den mächtigen Bischof von Basel, welcher damals, nebst so vielen andern Besitzungen, auch die feste und volkreiche Stadt B r e y s a c h beherrschte. Diese zu erobern, war um so mehr des Grafen Wunsch, da sie an das ihm gehörige Elsaß gränzte. Eine Belagerung gab ihm wenige Hoffnung zu Erreichung seines Zweckes, und indem er seine Kräfte mit der Größe der Unternehmung abwog, sagte ihm seine Einsicht, daß kein Weg zu diesem Ziele übrig sey, als der — der List. Lange sann er nach und endlich erinnerte er sich an das trojanische Pferd. Wie ein Blitzstrahl entstand in ihm die Idee, diese Finte, nach Zeit und Umständen modalisirt, hier anzuwenden, und es gelang. Er verkleidete sich und seine Getreuesten als Schiffer, verbarg einen Theil seiner Reitsige in große Fässer, und schwamm mit diesen auf mehreren Schiffen den R h e i n herab gegen B r e y s a c h zu. Mit anbren-

chender Nacht kamen sie an, und landeten ungestört. Unter dem Vorwande, daß es zur Ausladung zu spät sey, blieben sie ruhig auf ihren Schiffen, und harrten der Mitternachtsstunde. Als nun diese schlug, und die sichern Einwohner im tiefesten Schlafe lagen, wurden die Fässer geöffnet, die Krieger krochen hervor, und nun drangen sie glücklich in die Stadt. Schnell wurden die unvorbereiteten Wachen eines bestimmten Thores zusammen gehauen, die Pforten geöffnet und der übrige Theil von Rudolphs Heer, welcher sich unterdeß, unter Begünstigung der Nacht, zu Lande genahet hatte, eingelassen. Breysach war erobert.

Ganz Deutschland bewunderte jetzt dieses seltne Genie, das alles vermochte — dem alles gelang. Rudolph war der Gegenstand der Unterhaltung an Höfen, wie in Hütten; bey den Banketen und Prunkgelagen der Fürsten und Ritter, wie in den Schenken des Pöbels. Er ermüdete nicht, der Fama immer neue Melodien für ihre

weitschallende Trompete zu liefern. Immer mußten die müßigen Zecher bey ihren Humpen von ihm neue Siege, bald diese kühne That, bald jene listige Unternehmung einander zu erzählen. Ritter und Knechte wählten ihn zum Gegenstand ihrer Kriegsglieder, jeder wollte ihn kennen; jeder prahlte mit seiner Freundschaft, oder mit der Ehre, an seiner Seite bey dieser oder jener Gelegenheit gefochten — gesiegt zu haben. So oft ein Jüngling zum Ritter geschlagen ward, so oft ein Edler seinen erwachsenen Sohn wehrhaft machte, so war die Ermahnung: Sey so bieder — werde so tapfer als Rudolph von Habsburg! Alle muthige Jünglinge wählten ihn zum Muster des Nachsefers, zum Ideal eines vollkommenen Ritters. Selbst Fürsten schätzten sich glücklich, wenn dieser Graf ihre Söhne als Edelknechte annahm, und sie in der Kriegskunst, dem damals einzigen Pfade zu allem Erdenglücke, unterwies. So wie ihn in der Ferne die Welt bewunderte, so gesellte

sich zu dieser Bewunderung auch noch Liebe und innigste Verehrung bey denjenigen, welche seines Umganges, seines Schutzes, seiner Freundschaft genossen. Bey allem Glücke, bey allem erkämpften Ruhm, und bey der so schnellen Vergrößerung seiner Macht und Besitzungen, bemerkte man doch nicht einen Schatten von Veränderung seiner Leutseligkeit und edlen Herablassung. Immer noch den biedern deutschen Händedruck, immer noch das herzliche Willkommen für jeden seiner Freunde, für jeden Niedermann, wenn er auch keinen andern Abelsbrief, als den des Herzens hatte. Alles steife Zeremoniel, aller Fürstenprunk, war von seiner Burg entfernt. In den Armen seiner geliebten Anna, einer gebornen Gräfin von Hochberg, im Kreise seiner zahlreichen Familie erholte er sich stets bey den patriarchalischen Vergnügungen des Gatten und Vaters, von den Beschwerden seiner kühnen Unternehmungen, und eilte dann, mit neuen Kräften besetzt, aus ihren

Armen zu neuen Thaten und Siegen, inbeß die sanfte Anna ganz die Geschäfte einer guten Hausfrau besorgte, und kein Bedenken trug, sich mit ihren Töchtern mit der Nadel und dem Spinnrocken zu beschäftigen. —

Unter mehreren der mächtigsten Fürsten Deutschlands, welche sich um Rudolphs Freundschaft und Unterstützung bemühten, war auch Ottokar, der stolze herrschsüchtige König von Böhmen, welcher eben mit Bela, dem König von Ungarn, um den Besitz der verwaisten Steyermark kämpfte. Eine ehrenvolle Gesandtschaft und die glänzendsten Versprechungen, bestimmten nach immer neuen Thaten begierigen Grafen zur Annahme dieser Einladung, und zwar um so mehr, da Ottokar als der tapferste und mächtigste von allen Fürsten, so wie sein Hof als der glänzendste in ganz Deutschland angerühmt ward. Eh aber Rudolph diese weite Reise und lange Entfernung wagen durfte, befahl ihm die

Klugheit, seine Besitzungen bevor gegen die
 Anfälle so vieler neidischen Feinde, in der
 Nähe umher, zu sichern. Die Mächtigsten
 unter diesen waren, der Bischof von Basel
 und der Abt von St. Gallen. Beyde
 haßten ihn, aber auch beyde waren einan-
 der gram, wegen verjährten Hohheitsstrei-
 tigkeiten. Rudolph wußte dies, und
 kam auf den Gedanken, einen durch den
 andern zu beschränken. Eben saß Ber-
 thold von Falkenstein, Abt zu St.
 Gallen, mit vielen Rittern und Lehens-
 vasallen beym Zechgelage; sie schmiedeten
 neue Pläne, und leerten die Becher auf das
 Verderben des Habsburgers, als ein
 Edelknabe die Ankunft eines fremden Rit-
 ters mit dreyen Gefährten meldete. Noch
 hatte der Knabe nicht geendet, als der an-
 gemeldete Fremdling, schon allein und unbe-
 waffnet, in den Saal trat, und wie groß
 war der Schreck! wie heftig das Erstaunen!
 — alle Lippen verstummten, die Humpen
 entsanken den erstarrenden Händen — es

war — Rudolph von Habsburg, freundlich, sorgenlos, mit zutraulichem Lächeln, und einem majestätischen Anstand gieng er auf den Abten zu, bot ihm freundschaftlich die Hand, und sprach: „ Herr Abt! Ich komme, Euch Frieden und ewige Freundschaft anzubieten, und damit Ihr seht, welches Zutrauen ich auf Euren Edelsinn, auf die Würde Eures Standes und Charakters setze; so erschein' ich allein, und habe keine Waffen, als dieses ungeschliffene Schwert, ein unentbehrlicher Schmuck des Ritters. Ich weiß, ein Abkömmling der edlen Grafen von Falkenstein kann nimmermehr das Zutrauen eines Wehrlosen mißbrauchen.“

Seine hinreißende Beredsamkeit besiegte bald das Herz des sich nun allgemach von seinem Schreck erholenden Abtes, und seiner Anhänger; in einer Stunde war Friede, Schutz- und Trugbündniß geschlossen. Diejenigen, welche erst auf das Verdorben Rudolphs die Becher leerten — konnten

nun nicht satt werden, auf sein Wohl zu zechen.

Berthold versprach ihm auf Handschlag und Ehrenwort, seine Besitzungen und Schlösser, binnen dessen Abwesenheit, mit ganzer Macht, gegen Jedermann, zu schützen, und so trat der Graf beruhigt, mit seinen Getreuen, den Zug nach Böhmen an. Ottokar empfing ihn auf das freundschaftlichste, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen, und bald hatten die Böhmen Gelegenheit, nebst seiner edlen Gestalt, auch seinen Geist und seine Tapferkeit in der Nähe zu bewundern. Der Heerzug gegen die Ungarn wurde unternommen, und in jener großen auf dem Marchfelde blutig erkämpften Schlacht, verdunkelte Rudolphs Tapferkeit selbst den Ruhm des Königs. Hier war es, wo aus kleinlichem Neide, der erste geheime Groll gegen den Grafen in Ottokars stürmischen Herzen emporloderte, welcher endlich zur Flamme ward, als sich der Held nach geschlossener

Frieden einige Zeit an dessen Hofe verweilte, und nach näherer Bekanntschaft mit der Grausamkeit, Ungerechtigkeit, unersättlichen Wollust des Königs, von diesem seinen Abschied nahm, und ihm mit deutscher Offenerzigkeit erklärte: er wolle keinem Wollüstring und Despoten dienen.

Nur wenige Tage der Ruhe genoß er bey seiner Zurückkunft nach Habsburg in den Armen seiner lange vermißten Gattin und Kinder.

Werner von Falkenstein, Erzbischof von Mainz, war eben im Begriffe, nach Rom zu reisen, um dort aus den Händen des heiligen Vaters den Kardinalshut zu empfangen. Weil aber in den damaligen Zeiten einer beklagungswürdigen Anarchie, alle Straßen und Gegenden mit Räubern und Mördern angefüllt waren, und diese Buschmänner es wohl wußten, daß kein Bischof den römischen Kopfsputz mit leeren Taschen am Stuhl des heiligen Peters finden könne; so mußte sich Werner um

eine starke Geleitschaft umsehen. Nun hatte dieser, dessen Bruder, der Abt zu St. Gallen, sowohl ehemals als Feind, als jetzt als Freund Rudolphs, so viel von der Tapferkeit dieses Grafen berichtet, daß er auf den Entschluß kam, selben durch Bertholden um die Geleitschaft anzusprechen. Alsogleich machte jener mit seinen Freunden und Reifigen sich auf, und geleitete den edlen Werner, die Zierde aller geistlichen Fürsten jener Zeiten, glücklich über die Alpen, und so kam er ihm auch, auf die Nachricht von seiner Zurückreise, abermals entgegen, und geleitete ihn nach Mainz. Bey dieser Gelegenheit lernte Werner Rudolphs Karakter, dessen Tapferkeit, Viedersinn und hohe Geistesgaben näher kennen, und alles, was er bemerkte, vermehrte seine Bewunderung und Liebe für diesen großen Mann. Viel und mit patriotischer Wärme sprachen sie von dem traurigen Schicksale des Vaterlandes, von der höchsten Nothwendigkeit einer bal-

digen Kaiserwahl, und von den Mitteln, die tiefen Wunden des blutenden Staates zu heilen. Als sie endlich schieden, wollte der dankbare Erzbischof seinen Geleiter für Mühe und Unkosten reichlich belohnen; aber der Großmüthige schlug alle Geschenke aus. Das Vergnügen Eurer Bekanntschaft, das Geschenk Eurer Freundschaft belohnt mich königlich, edler Werner! sagte Rudolph. Gerührt fiel der Erzbischof dem Grafen um den Hals, drückte den Abschiedsfuß auf seine Lippen, und sprach in feyerlichem Tone: „So wahr ich wünsche, daß sich Gott in meiner letzten Stunde meiner erinnere, so gewiß will ich auch dieser Eurer Wohlthat nimmer vergessen. Sie kommt, vielleicht bald kommt sie, die Stunde der Wiedervergeltung!“ — Mit schwerem Herzen, voll von gegenseitiger Bewunderung, schieden die Edlen.

Rudolph kehrte nach Habsburg zurück, wo ihn neue Gefahren, aber auch neue Lorbern erwarteten. Der unruhige

Bischof von Basel; hatte in des Grafen Abwesenheit, ein großes Bündniß zu dessen Untergang errichtet, und schon war das fruchtbare Elsaß der Schauplatz grausamer Verheerungen. Rudolph hatte nun vollauf zu thun. Nur der redliche Meystand des Abten von St. Gallen und der Zürcher, nur seine unermüdete Thätigkeit, seine Erfahrung, Gewandtheit und Geistesgegenwart machten es möglich, so vielen Feinden Troß zu bieten. Langwierig und blutig wurde der Krieg; Gefechte folgten auf Gefechte; immer erhielt die Hydra neue Köpfe. Endlich mußte auch die Uebermacht dem großen Genie dieses Helden erliegen, und der geschwächte Bischof floh mit seinen Anhängern in seinen letzten Zufluchtsort — nach Basel. Hier ward er vom Grafen auf das heftigste belagert, und schon war Sturm oder freymillige Uebergabe über diese Stadt entschieden, als an einem Morgen Friderich Burggraf von Nürnberg und Ludwig

Erster Theil. C

Herzog von Bayern mit verhängtem Zügel in Rudolphs Lager sprengten. Schnell schwangen sie sich von den schäumenden Rossen, eilten in sein Zelt, bogen ihre Knie, und begrüßten ihn als Kaiser. Für einen freundschaftlichen Schwank hielt es Rudolph; er glaubte der Nachricht so lange nicht, bis sie ihn durch schriftliche Urkunden überzeugten. — Wer schildert den Jubel, das Freudengeschrey, so nun im Lager und in der ganzen Gegend erscholl? Der beängstigte Bischof, als das von den Bergen wiederhallende Jauchzen bis zu seinen Ohren drang, erwartete nichts anders als einen Hauptsturm, und so das Ende seines Daseyns. Aber bald erfuhr er die wahre Veranlassung, und bebend vor Furcht rief er aus: „Jetzt, Gott Vater! sitze fest, sonst jagt dich Rudolph von deinem Throne.“ *) Allein der Gefürchtete

*) Sede fortiter domine Deus, alias Rudolphus locum occupabit tuum.

bot ihm alsogleich den Frieden an, gab ihm alles Eroberte großmüthig zurück, und eilte nach Habsburg, um dort das Nöthige zu veranstalten, und dann zur Krönung nach Aachen zu ziehen.

Diese Wahl war ein Meisterwerk des klugen Berners, der sein gegebenes Versprechen der Wiedervergeltung auf das herrlichste erfüllte. Durch seine Bemühungen versammelten sich endlich die Fürsten, seine Beredsamkeit bestimmte sie zur Kaiserwahl, und als er sah, daß sie lange in Unentschlossenheit wankten, wem sie die Krone reichen sollten; da schlug er ihnen den berühmten Rudolph von Habsburg vor, und beschrieb seine Verdienste mit den glänzendsten Farben. Alle stimmten ihm bey, aber sie fürchteten zugleich, ein so strenger und tapferer Mann könnte über manche ihrer, binnen dem langen Interregno, gewagten Eingriffe in die kaiserlichen Rechte, eine genaue Untersuchung verhängen. Durch ein glückliches Ungefähr waren damals die mei-

sten der weltlichen Churfürsten unverehlicht, dies bemühte der kluge Werner, schilderte ihnen die Schönheit und Tugenden der sechs liebenswürdigen Töchter Rudolphs, und so bot die Liebe dem Patriotismus die Hand — Er wurde gewählt. Nur allein Ottokars Gesandter widersetzte sich fruchtlos dieser Wahl und erklärte sie für ungültig.

Prachtvoll und herrlich war der Einzug des neugewählten Kaisers in Aachen. Seine Gemahlin, seine drey Söhne, Albert, Rudolph und Hartmann, drey schöne schlanke Jünglinge voll Feuer und Jugendkraft, und seine sechs Töchter, bey welchen es schien, als hätten sich die Grazien mit den drey Göttinnen auf Ida vereinigt, begleiteten ihn. Alle Herzen schlugen den Kommenden entgegen. Rudolph! sey unser Vater! sey unser Schützer! „riefen alle Kehlen. — Ganz Deutschland jauchzte, vergoß Freudenthränen, und schwamm in einem Meere süßer Hoffnungen einer bessern Zukunft. Mit allem ersinnlichen Pomp, unter endlosem

Freudengeschrey des Volkes, ward die Krönung vollzogen, und einer der folgenden Tage zur feyerlichen Lehensertheilung allen anwesenden Fürsten bestimmt. Als nun diese hiezu versammelt waren, und der Kaiser schon auf dem Throne saß, da bemerkte man den Abgang des Szepters, welchen ein geheimer Anhänger Ottokars unbemerkt verborgen hatte. Die Fürsten kamen hierüber in Verlegenheit; aber Rudolph, mit seiner ihm nie verlassenden Geistesgegenwart, stieg schweigend vom Throne herab, gieng zu einem an der Seite stehenden Altar, nahm ein Krucifix, und sprach, indem er sich wieder auf den Thron setzte: Dieses Zeichen, woran das Heil der Welt erworben ward, soll mir heute statt des Szepters dienen! „Jubelnd stimmten ihm alle Anwesenden bey, und besonders die geistlichen Fürsten bemerkten mit Wonne diesen Beweis seiner Frömmigkeit. —

Zu den Krönungsfeyerlichkeiten gesellten sich nun auch die Eheverbindungen dreyer kai-

serlichen Prinzessinnen, welche durch ihre Reize und Tugenden einen Ludwig von Bayern, einen Albert von Sachsen und Otto von Brandenburg zu den glücklichsten Gatten machten.

Alle Fürsten und Städte Deutschlands erkannten nun Rudolph als ihren Regenten und nahmen die Lehen. Nur der stolze Böhmenkönig verachtete diesen Kaiser mit der Aeußerung: „Er nehme keine Befehle von einem Manne an, dem er einst selbst befohlen habe.“ Der Kaiser schrieb einen Reichstag nach Nürnberg aus, er ließ Ottokarn zum zweyten Mal ermahnen, dort zu erscheinen und seinen Lehensseid zu leisten. Statt dieser Pflicht Genüge zu thun, schickte der König den Bischof Bernhard von Seckau als Gesandten dahin ab, welcher in des Kaisers Gegenwart mit den heftigsten Ausdrücken gegen dessen Wahl protestirte und ihn, nebst andern Beschuldigungen, als einen, noch von den Zeiten Friedrichs des Zweyten her, mit dem Kirchenbanne

Belegten, der Krone unfähig erklärte. Da nun der Bischof diese Rede in lateinischer Sprache hielt, wovon Rudolph kaum die Hälfte verstand, so verlor endlich dieser die Geduld, und rief im Zorne: „Rede deutsch, Pfaffe! oder geh!“ Und so ward dieser unbescheidene Gesandte, bey dem Unwillen aller anwesenden Fürsten, aus der Versammlung gewiesen.

An eben diesem Reichstage erschienen auch Friedrich von Pettau und Hartneid von Wildon, als Gesandte von Steyermark, und baten um Schutz gegen den tyrannischen Ottokar, den Usurpator ihres Landes. Schwer, zahlreich und gegründet waren ihre Klagen; alle anwesenden Fürsten wurden von dem traurigen Schicksale Oesterreichs, Steyermarks, Kärntens und Krains gerührt. Nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren, des letzten erbenlosen Herzogs aus dem Bambergischen Geschlechte, bemächtigte sich Ottokar, theils mit List, theils mit Ge-

walt, all dieser Länder, und um einen Vorwand zur Besitznehmung zu haben, verhehlte er sich mit der Schwester des verbliebenen Friedrichs, Margareta. Kaum aber hatte er seine Herrschaft in diesen Ländern festgesetzt, so verstieß er die unglückliche Prinzessin, und heurathete öffentlich Kunigunden, eine Kaiserstochter von Rußland; ein Weib, eben so herrschsüchtig als Tulta und eben so wollüstig als Messalina! Die unglückliche, verlassne Margareta ward auf das niedrigste behandelt, nach Judenburg, und dann nach Windischfeistritz verwiesen, und genoß in ihrem brüderlichen Erbe eines sehr dürftigen Unterhalts, bis endlich der wohlthätige Tod ihre Leiden endete. Ottokar beherrschte indeß diese Länder nach dem Vorbilde eines Nero, führte ewige verheerende Kriege mit den Ungarn, trat Steyermark an dieselben ab, und entriß es ihnen wieder. So ward dann dieses unglückliche Herzogthum der Spielball zweyer Despoten, welche es

wechselweise zum Gegenstande ihrer Raubsucht machten. Ottokar, mißtrauisch nach der Weise aller Tyrannen, entdeckte bald, daß er durch Margaretens Verstößung der Steyermärker Gunst verloren hatte; er verdoppelte also seine Grausamkeit, um durch Furcht sich Gehorsam und Unterwürfigkeit zu erzwingen. Er schleppte die Weiber und Töchter der Edelsten und Mächtigsten aus allen Ständen, als Pfänder für die Treue ihrer Gatten und Väter, nach Prag mit sich fort, und gebrauchte sie dort, mit Güte oder Gewalt, zur Befriedigung seiner und seiner Höflinge viehischen Begierden. Bey einem Schatten von Argwohn ließ er, ohne gerichtliche Untersuchung, ohne Überführung eines Verbrechens, die angesehensten würdigsten Männer des Landes in Ketten schlagen und mit den ausgesuchtesten Martern hinrichten. Die damaligen Edelsten und Mächtigsten Steyermarks waren Friederich von Pettau, Bernhard von Pfannberg, Hartneid von Wildon,

Wulfing von Stubenberg und Ulrich von Liechtenstein. Diese mußten dem König, so wie bey allen Kriegen, auch bey einem Zuge gegen die Preußen die Heeresfolge leisten. Als sie nun mit Ottokar von dieser Unternehmung zurückkehrten, und sich eben in Breslau befanden, wurden sie auf einmal von demselben gerufen, und, unter dem Vorwande eines Meineids, in Ketten geschlagen. Vergebens drangen sie auf eine nähere Untersuchung, vergebens riefen sie den Himmel zum Zeugen ihrer Unschuld an, und erbaten sich dieselbe durch einen Zweykampf, nach damaliger Sitte, zu erproben — Bey Tyrannen ist keine Gerechtigkeit — kein Mitleid. Alle ihre Schlößer wurden geschleift, sie selbst in unterirdischen Gefängnißen so lange gefoltert, bis sie ihr Leben, und ihre Freyheit mit einer schriftlichen Abtretung all' ihrer Güter erkaufen. Thränen der Theilnahme entrollten den Augen aller Steyermärker, als sie diese würdigen Männer, die ersten und tapfersten ihrer

Patrioten, die Väter ihres Vaterlandes mit leichenblauen Gesichtern, mit von Fesseln wundgeriebenen Händen und Füßen, und in halbverfaulten Kleidern, als Bettler zurückkehren sahen. Schweigender Groll bemächtigte sich aller Herzen und ein unüberwindlicher Drang nach Rache, nach Abschüttung des unerträglichen Sklavenjoches entflammte sie unaufhörlich und ward zum stäten Gedanken ihrer Tage und Nächte. Zwar gab Ottokar, nach der Zeit, den unglücklichen ihre Güter wieder, als er, bey einem neuen Kriege gegen die Ungarn, ihrer als Feldherrn bedurfte; aber Liebe und Anhänglichkeit für ihn war auf ewig aus ihren Busen geflohen, und inniger Haß gegen den Despoten erfüllte deren Stelle. Eine noch größere Grausamkeit verübte dieser König an dem unglücklichen Seyfried von Mährenberg. Auf einer Zurückreise von Kärnten nach Steyermark kam er in jene Gegend, wo der fromme Ritter eben am Fuße seines Schloßes ein Nonnenkloster

erbauet hatte. Ein Paar feile Schranzen machten Ottokarn aufmerksam, daß auch dieser Mährenberger ihm treulos seyn müsse, weil er nicht käme, seine Ehrfurcht und Unterwürfigkeit zu bezeigen. „Wer mir ihn bringt, soll sich von mir eine Gnade erbitten,“ schrie der jähzornige König. Eben lag der arme Seyfried unpäßlich in seinem Bette, als die Despotenknechte hereinstürzten, ihn in Ketten schlugen und fort-schleppten. Bis nach Prag führte ihn Ottokar in diesem elenden Zustande, ohne Kleidung, von oben bis unten mit Fesseln belegt, mit sich. Als er dort seinen Einzug hielt, ward der Bejammernswürdige von einem Schinderroße hinter dem Zuge, durch alle Gassen nachgeschleppt, hernach bey den Füßen aufgehangen, und endlich, am dritten Tage erst, langsam mit Kolben todtgeschlagen. Seyfrieds Tochter war eine der steyermärktischen Geiseln, welche schon eine geraume Zeit, mit so vielen andern, in Prag gefangen saß. Sie stürzte

sich zu den Füßen des Königs und bat um die Befreyung ihres Vaters. Die Jugend des schönen Mädchens ward zum Preise für das Leben ihres Erzeugers bestimmt. — Die kindliche Liebe siegte, und in der Todesstunde des Vaters ward auch die Unschuld der Tochter gemordet. Dieses schändlich betrogene, zweyfach beraubte Mädchen, war die bestimmte Braut Wülfings von Stubenberg; sie wählte hernach den Schleyer in dem von ihrem unglücklichen Vater errichteten Nonnenkloster. Nur mit vielen Bitten konnte sie und ihr Vetter, ein Nefse Seyfrieds, den Leichnam des Gemordeten von dem grausamen König erhalten. Sie führten ihn nach Mährenberg. Noch ist dort Seyfrieds Grabmahl — noch sind seine Ketten und Fesseln zu sehen. Merkwürdiger, als alle Uebrigen, ist diese Lasterthat Ottokars wegen der schrecklichen Folge, die sie ihm bereitete.

Diese und so viele andere ihnen ähnliche Gegenstände enthielt die Klage der beyden

feyermärkischen Abgesandten, und eben so
 dringend hielten auch Abgeordnete von
 Oesterreich, Kärnten und Krain,
 um den Schatz des Kaisers an. Nach dem
 einhelligen Schluß Rudolphs und aller
 Fürsten, wurde eine Gesandtschaft an den
 König von Böhmen abgeordnet, um von
 ihm die Abtretung Oesterreichs, Stey-
 ermarks, Kärntens und Krains,
 als dem Reiche heimgefallene Länder, zu
 verlangen, und ihn zur Lehensannahme über
 Böhmen und Mähren vor den Thron
 des Kaisers zu fodern. Fruchtlos war diese
 Gesandtschaft, unnütz der Versuch der Güte.
 Trotzend auf seine Macht, wies sie der Ueber-
 mütigen verächtlich, beschimpfend ab. Er
 ward also zu Würzburg, nach alter
 Gewohnheit, das dritte Mal feyerlich durch
 den Herold zum Lehenseid vor den Kaiser
 geladen, und als er abermals nicht er-
 schien, sondern den Boten, so ihm die dritte
 Aufforderung überbrachte, ermordete, wurde

er in Reichsacht und all seiner Lehen für verlustig erklärt.

Nun boten alle getreuen Fürsten, alle Töchtermänner, alle ehemalige Freunde und auch Feinde Rudolphs ihre äussersten Kräfte zu dessen Beystande auf. Er rückte mit einem großen auserlesenen Heer in Oesterreich ein, indes ihn der irreführte Ottokar an Böhmens entgegengesetzter Gränze erwartete. Es wurde also, ehe dieser mit seinen Schaaren zur Hülfe heranrücken konnte, das damals feste Neustadt mit List, Wien aber durch eine Belagerung erobert. Mit Jubel und Entzücken empfing man den Kaiser überall, wohin er kam. Als einen Befreyer, als einen Retter, als eine vom Himmel gesandte wohlthätige Gottheit sah man ihn an. Alles was Waffen tragen konnte, trat unter seine Fahnen. Von Steyermark, Kärnten, Krain, Tyrol und Salzburg eilten ihm Tausende zu. Ottokar erstaunte, als er bey seiner Ankunft die plötzliche

Szenenveränderung erblickte, die er in seinem Stolze nimmer für möglich geachtet hatte. Das erste Mal in seinem Leben fühlte er die Beschränktheit seiner Kräfte; eine geheime Furcht bemächtigte sich seiner düstern Seele. Dennoch wollte er es auf die Entscheidung einer Schlacht ankommen lassen: aber einige patriotische Fürsten, schauernd vor dem gewissen Falle so vieler Tausenden ihrer deutschen Mitbürger, boten sich als Friedensvermittler an, beugten endlich den starren Sinn des Böhmenkönigs, und ihre wohlthätige Unternehmung gelang.

Schriftlich und in bester Form, that Ottokar auf Oesterreich, und das jetzt sogenannte Innerösterreich Bezicht, verpflichtete sich die Lehen über Böhmen und Mähren persönlich vom Kaiser zu empfangen, und zum Bande einer unauflösllichen Freundschaft, wurde eine doppelte Vermählung von Ottokars Sohn und Tochter mit dem kaiserlichen Prinzen

Rudolph und der Prinzessin Jutta festgesetzt.

Am Belehnungstage erschien Ottokar mit außerordentlicher Pracht, und begab sich in das Zelt des Kaisers, dort die Lehen zu empfangen. Aber in dem Augenblicke, als der Stolze vor Rudolph auf den Knien lag, fielen, durch eine dem Kaiser unbewusste Veranstaltung einiger Feinde des Königs, die Flügel des Zeltes herab, und die beyden Heere hatten den posierlichen Anblick, den von Gold und Juwelen schimmernden Ottokar vor dem mit einem abgetragenen grauen Rocke bekleideten Rudolph (seinen ehemaligen Diener, wie er so oft ihn nannte) kniend zu erblicken.

Der König verbiß den Grimm über diese erlittene Schmach, und zog mit seinem Heere nach Böhmen zurück. Eben so verließen auch bald hernach die meisten Fürsten und Vasallen mit ihren Truppen des Kaisers Lager, und eilten in ihre Heymath. Zwoy Dinge erwartete man nun, nach hergestell-

tem Frieden, nach dem Beyspiele seiner Vorgänger, vom Kaiser; das Erste, einen Zug nach Italien — das Zweyte, einen Kreuzzug nach Palästina. Allein dem klugen Regenten war die Sorge für das Wohl seines deutschen Vaterlandes heiliger, als jede andere Unternehmung; ihr widmete er seine Zeit, seine Kräfte. So oft man ihn an Rom oder Jerusalem erinnerte, so war stets seine Antwort nach dem Horaz: Mich schrecken die Fußstapfen! Alle führen hin — keine zurück. *) Seine erste Bemühung war, innere Ruhe, und die Wirksamkeit der schon so viele Jahre schlummernden Gesetze wieder herzustellen. Durch ganz Deutschland wurde die Erneuerung des Landfriedens verkündet, und da so viele unruhige, der Fehden und Plünderereyen gewohnte, Raubritter diese Befehle verspotteten, so zerstörte Rudolph ihre Felsen-

*) — — Quia me vestigia terrent
Omnia Te adversum Spectantia nulla retrorsum.

nester , und ließ die Bösesten unter ihnen durch das Schwert des Henkers enthaupten. Unermüdet verfuhr er in dieser schweren , gefahrvollen Unternehmung , bis er endlich seinen Zweck erreichte , Deutschland gereinigt , Ruhe und Sicherheit wieder hergestellt war.

Indessen sann Ottokars schwarze , rachedürstende Seele auf neue Plane zum Verderben des Kaisers. Er erfüllte keine der beschwornen Friedensbedingnisse , behielt die österreichischen und übrigen Geiseln unseiner Länder in der härtesten Gefangenschaft , verschloß die Braut seines Erbprinzens Jutta in einen unterirdischen Thurm , und sperrete seine eigene , für den kaiserlichen Prinzen Rudolph bestimmte Tochter Agnes in ein Kloster. Kunigunde , seine Gemahlinn , bließ mit vollen Backen in die Flammen seines tobenden Zusens , ließ ihm bey einem großen Gastmahle , nebst vielen andern bittern Vorwürfen , die Tafel nur halb bedecken , mit der Aeußerung , daß er

nach dem Verluste der Hälfte seiner Länder, auch zu Tische mit der Hälfte vorlieb nehmen müsse. Ottokar raste, wüthete, schwur Rache und Verderben dem Kaiser und allen Einwohnern der verlohrnen Herzogthümer. Tage und Nächte wurden Krieger geworben, mit den Herzogen von Glogau, von Saleiß, Syras, Pommern, und vielen Andern, so wie mit Heinrich von Baiern, Kasimir von Pohlen, und Leo dem Kaiser von Rußland, wurden die engsten Bündnisse errichtet. Nachdem endlich die Heere vollzählig und die Hülfsstruppen all dieser Mächte angekommen waren, schickte der Gerüstete dem Kaiser einen förmlichen Fehdebrief zu. Der schon früher von den Unternehmungen des Königs benachrichtigte Rudolph sandte Eilboten an alle Fürsten des Reiches, sie um thätige Unterstützung anzusuchen; aber, leider! nach alter (noch bis zur Stunde nicht gebesserten) Sitte, vergaßen dieselben ihrer Lehenspflicht, zauderten — blieben unthätig — und ver-

ließen ihr Oberhaupt in der größten Gefahr
 ohne Beystand. — Was die gefährliche,
 traurige Lage des Kaisers damals noch mehr
 vergrößerte, war die gänzliche Erschöpfung
 seiner Kasse; denn er äußerte sich selbst mit
 den Worten: „Gold und Silber hab’ ich
 nicht; an nicht gangbarer Münze führ’ ich
 noch fünf Solidos bey mir.“ Allein die Bi-
 schöffe und Aebte öffneten, voll großmüthi-
 gem Patriotismus, ihre Schätze, setzten
 ihn in den Stand, Werbungen vorzunehmen
 und seine Krieger zu bezahlen. Niemand,
 außer seinen Söhnen, eilte von den weltli-
 chen Fürsten dem bedrängten Kaiser zu Hilfe,
 als sein getreuer Jugendfreund und Bluts-
 verwandte Friedrich von Zollern, der
 tapfere Burggraf von Nürnberg, zu wel-
 chem sich Rudolphs Schwager, der Graf
 von Hochberg, mit den Grafen von Hen-
 neberg und Fürstenberg gesellten. Mit
 desto größerem Eifer, mit einer beyspiello-
 sen Anstrengung, bereiteten sich hingegen
 die Oesterreicher, Steyermärker,

Kärntner, und Krainer zu dem Beystande ihres neuen allgeliebten Beherrschers. Was nur die Bischöffe, Aebte und Edlen an waffenfähiger Mannschaft aufbringen konnten, das rafften sie zusammen, und führten es ihm zu. Auch die Bürger blieben nicht unthätig, und selbst die Bauern verließen freywillig den Pflug, um Pickel und Schwert für ihren Kaiser zu ergreifen. Nebst diesen kamen die getreuen Nachbarn, der Erzbischof von Salzburg, die Grafen von Görz, Tyrol, Ortenburg und Heimburg ihrem bedrängten Lehensherrscher zu Hülfe. Die größte Unterstützung aber ward dem Kaiser von dem edelmüthigen König von Ungarn zu Theil, der ihm, unter Anführung seines Kronprinzen, 20000 der versuchtesten Streiter zusandte.

In der Gegend von Laa fiel der wüthende Ottokar in Oesterreich ein. Feuer und Schwert bezeichneten die Spuren seines Zuges. Tag und Nacht sah man Schloßer, Klöster, Kirchen und Hütten in Flammen

braßelnb zusammen stürzen. Weiber und Jungfrauen wurden geschändet, den Müttern die wimmernden Kinder aus den Armen gerissen und an die Spitze gesteckt, und die Schwängern grausam gemordet.

Stephan von Meißau, Otto von Pertholdsdorf und Perthold von Eberstorf, diese drey muthigen Oesterreicher, hielten mit ihren wenigen Reifigen, mit spartanischer Tapferkeit, die ganze feindliche Macht so lange zurück, bis der Kaiser sein Heer gesammelt und sich bereitet hatte. Ungewöhnlichen Heldenmuth bewiesen diese drey Edlen. Täglich gab es Gefechte, stündlich die hitzigsten Anfälle; aber die Standhaften wichen nicht von der Stelle, schlugen alle Angriffe zurück. Am 23ten August kamen endlich die ungarischen Hülfsstruppen, und wurden mit Jubel empfangen; doch noch mehr vergrößerte sich die Freude, als, eine Stunde später Otto von Liechtenstein mit allen Steyerwärfkern eintraf. Tausend geharnischte

Männer hatte ihm die Landschaft zur Anführung übergeben, und nebst diesen führten die Mächtigsten des Adels noch besonders zahlreiche Schaaren ihrer eigenen Reifige zu. Mit dem Anbruche des folgenden Tages setzte Rudolph über die Donau und zog gegen Marcheck, in das schon bereitete Lager. Unfern von Laa, zwischen Stilsfried und Idenspeug am Marchflusse, wählte er den Kampfplatz, und der folgende Tag (der 25te August) ward zum großen Tage des blutigsten Schauspiels — zum Tage der Entscheidung bestimmt.

Mit schadenfroh = pochendem Herzen sah Ottokar der Feinde Herannahen; denn seine gräßliche Seele dürstete nach Kampf — lechzte nach Rache. Mit seinem Busenfreunde, dem Bischof Bruno von Olmütz, ritt er auf einen erhabnen Platz, wo er das Lager seines Gegners übersehen konnte; als er so den Andrang der Schaaren mit abwechselnden Gefühlen betrachtete, da frug er den Bischof: „Wer ist jener Ritter dort

mit dem schwarzen Federbusche?“ — Hart-
 neid von Wildon. „Wie viele Reifige
 hat er?“ Werden deren bey zweyhundert
 seyn. „Bey mir konnte er kaum fünfzig
 aufbringen!“ Wer ist jener in grauer Rük-
 stung? Heinrich von Pfannberg mit
 drehhundert beyläufig. „Der lange dort
 auf dem unbändigen Fuchsen?“ — Fried-
 rich von Pettau, es sind der Seinigen
 mehr dann vierhundert. „Was ist das für
 ein mächtiger Haufe, vor dem die zwey
 so stolz einherreiten?“ Ich sehe das Steyer-
 märkische Panterthier in der grünen Fahne
 flattern. — Das wird Otto von Liech-
 tenstein und Cholo von Seldenhof-
 fen mit den ständischen Truppen seyn. „So
 was leisteten sie mir nie — Aber seht! seht,
 Herr Bischof! was ist das für ein sonder-
 barer Aufzug? Zwey Ritter in rabenschwar-
 zen Kürassen, mit blutrothen Scherpen“ —
 Ich erkenne die Wappen auf ihren Schildern,
 es ist der Stubenberger und der junge
 Mährenberger. — Ahnender Schau-

der durchbeute den König bey diesen Namen. Wie um alle Welt ist es möglich, daß diese Steyermärker jetzt so viele Reifige aufbringen? wachsen jetzt die Leute wie die Pilzen dort? rief der erstaunte König. Wenn sie mir die Heersfolge leisten mußten, so brachten sie kaum ein Drittheil von dieser Anzahl. — Mit deutscher Offenherzigkeit erwiederte der Bischof: Das ist das Schicksal der Despoten. Mit Undank und Grausamkeit habt Ihr ihre treuen Dienste belohnet; nun haßen sie Euch und bieten alle Kräfte auf, sich Eures Joches zu erwehren. Ha, das sollen sie nicht! rief der ergrimmete König. Seht nur diese armicüßigen Häufchen — und dort meine Tausende. Mit unsern Füßen wollen wir sie morgen, wie Insekten zertrreten. Voll innerer stürmischer Gefühle verließ er den Platz und kehrte ins Lager zurück. Plane des Verderbens und des Mordens wogten in seinem Busen. Sechzehn seiner kühnsten, vertrautesten Ritter, an deren Spitze sich der riesengroße Herz-

barb Graf von Fullenstein befand, hoberte er in sein Zelt, und rief ihnen, mit Feuer sprühenden Augen, donnernd die Worte zu: „ Geprüfteste meiner Freunde! tausend Mark und die Hand meiner Tochter werden morgen dem Jenigen zu Theil, der mir Rudolph lebend oder todt in die Hände liefert. “ Alle zogen ihre Schwerter und schwuren auf das Schwert des Königs, nicht aus der Schlacht zurückzukehren, dann sie hätten diesen Preis errungen.

Nun breitete die Nacht ihre Rabenflügel über die Gefilde aus. Hell loderten die Wachfeuer, immer stiller und stiller ward es in beyden Lagern, schauerlich tönte der eiserne Rosttritt der Wachen durch die nächtliche Stille. Der Engel des Todes senkte sich hernieder und zählte die Tausende seiner am kommenden Tage bestimmten Opfer. Mancher Krieger wälzte sich schlaflos auf seinem Lager, manchem wars beklommen im Innern, mancher muthige Ritter dachte, mit ungleich pochendem Herzen, an die

Thaten seiner Väter. Einen unruhigen Schlummer hatte Ottokar; schwere Träume quälten ihn. Alle Szenen seines lasterhaften Lebens zogen in seiner Seele vorüber, und zuletzt sah er den unglücklichen Seyfried von Mährenberg, der in der einen Hand einen blutigen Dolch, in der andern eiserne Fessel ihm vorhielt. Gierig griff er nach diesen, aber der Schatten zog die Hand zurück, und stieß mit der andern den Dolch ihm tief in das Herz. Ein elektrischer Schlag durchfuhr den König; er erwachte. Ruhig war indessen Rudolphs Schlaf. Lange schon vertraut mit dem Tode, bekannt mit Gefahren, voll Zuversicht auf Gott und die gerechte Sache, hatte keine Furcht in seiner großen Seele Raum. Er schief sanft bis zum anbrechenden Morgen; ihm träumte, als legte Karl der Große einen Eichenkranz auf seine Scheitel. Kaum färbte die Morgenröthe den östlichen Himmel, so trat Rudolph gerüstet aus seinem Zelte hervor. Feierlich hob er Hände und Blicke

zum Sitze des Allvaters empor und bethete:
 „Ewige Allmacht! ich bin unschuldig an
 dem Blute, so heute vergossen wird. Wenn
 meine Sache gerecht ist, so laß mich sie-
 gen!“ Nun winkte er; die Trommeln be-
 gannen zu wirbeln, und das ganze Heer
 stellte sich in Reihen. Die Ritter und An-
 führer sammelten sich um ihn her; er er-
 theilte, voll hoher Geistesruhe, Ueberlegung
 und tiefer Einsicht seine weisen Befehle. In
 vier Schaaren befahl er das Heer zu thei-
 len, und übergab deren Anführung dem ta-
 pferen Burggrafen von Nürnberg, dem
 Großmeister des deutschen Ordens, Ma-
 thias von Treuß, und dem Grafen
 Stephan von Schildberg. Die vierte
 Schaar, welche aus Steyermärkern,
 Kärntnern, Krainern und Salzbur-
 gern bestand, behielt sich Rudolph un-
 ter seiner eigenen Anführung; er stellte sie
 in die Mitte der Schlachtordnung. Die
 muthigen Ungarn, in zwey Theile geson-
 dert, deckten beyde Flügel des Heeres, und

ihre leichte Reiterrey machte den Vortrab. Als nun die Befehle ertheilt waren, wandte sich der Kaiser zum Heinrich von Pfannberg und sprach: „Euch, edler Graf! ersuch' ich, mit fünfhundert muthigen Steyermärkern, den Nachtrab zu bilden, Euch in den Hinterhalt zu legen und dann binnen der Schlacht, dahin mit frischten Kräften zu stürzen, wohin Noth oder Entscheidung Euch rufen wird.“ Der muthige Heinrich senkte sich auf ein Knie, und erwiderte: „Gnädigster Kaiser! ich verehere Eure hohen Befehle; aber ich muß in Ehrfurcht entdecken, daß mich und die edelsten Steyermärker ein großes Gelübb verbindet. Wir schwuren, heute an Eurer Seite zu sechten, und Eure geheiligte Person mit Blut und Leben zu beschützen; denn wir wissen, welchen Preis der böhmische Wütrich auf Euren Untergang setzte.“ Edle Steyermärker! rief der gerührte Kaiser, und umarmte den Grafen. An den biedern, Löwenstarken Perthold

von Kapellen, wegen seiner ungeheuren Größe der Länge genannt, wandte er sich nun, und auch dieser unternahm ungerne die Anführung des Nachtrabs, denn alle Ritter brannten vor Begierde, in den vordersten Reihen zu kämpfen; doch gehorchte er dem Kaiser.

Als nun, nach diesen Anordnungen abgetheilt, das Heer in voller Schlachtordnung da stand — sich! da stieg die Sonne majestätisch und hehr in Osten herauf. In unbeschreiblicher Pracht schimmerten die rakelnden Rüstungen, die wehenden Federn auf den Helmen, die flatternden Fahnen im goldenen Morgenstrahle. Sey uns willkommen, schöne Königin des Tages! Sey heute Zeuginn unsers Muthes, unserer Thaten — unseres Sieges! rief der heldenmüthige Heerführer. Auf seinem großen, unbändigen Streithengste durchritt er die Reihen, und ermunterte die Krieger zur Tapferkeit. Als er zur Schaar der Oesterreicher kam, da sah er die Fahne in den Händen

eines zitternden Greises. „Wie? rief er besorgt, so schwachen Händen vertrauet Ihr Oesterreicher Euer Heiligthum — Euer Panier? — Nein, dieser Mann ist zu kraftlos; jüngern, stärkern Armen müßt Ihr's übergeben!“ Aber der graue Otto von Haslau tritt hervor und sprach mit Würde zum Kaiser: „Gnädigster Herr! hundert Jahre machen zwar meine Arme zittern, aber mein Herz bebet nicht. Fünfzig Mal trug ich diese Fahne in die Schlacht; fünfzigmal mit Ehren zurück. Noch ist nicht alle Kraft in meinen Sehnen versieget; entehret — ich bitte Euch! — entehret nicht einen Greisen, der so viele Jahre treu seinen Fürsten und dem Vaterlande diente!“ Glücklich der Fürst, der solche Diener — glücklich das Vaterland, das solche Stützen hat! Trage deine Fahne, grauer Patriot! und ihr, Burggraf Friedrich! steht ihm bey, wenn ihn während der Schlacht die Kräfte verlassen sollten. So erwiederte Rudolph. Zum ganzen versammelten Heer

erhob er nun seine laute vernehmliche Stimme: „Männer! Helden! die Ihr Muth im Herzen, Kraft in Euren Armen habt, heut ist der entscheidende Tag, an dessen Abend uns entweder unsterblicher Nachruhm, oder ewige Schande erwartet. Die Geister unserer tapfern Vorfahren blicken jetzt erwartungsvoll herab; laßt uns zeigen, daß wir ihrer würdige Nachkommen sind! Muthvolle Ungarn! dort am Marchfelde ist der Platz, wo vor einigen Jahren dieser Böhmenkönig die Ehre Eurer ruhmvollen Waffen besetzte. — Heut schlägt die Stunde der Wiedervergeltung — heut könnt Ihr mit Böhmenblut diese Schmach von Euch abwaschen. — Ihr felsenfeste Männer aus Schwaben und Franken! noch bin ich Rudolph von Habsburg, der Euch so oft zu Sieg und Beute führte, und jede Gefahr brüderlich mit Euch theilte. Auch heute soll uns Ruhm und Sieg nicht entgehen, wenn noch der Muth und die Standhaftigkeit in Eurem Busen lodern, die einst

unter den Fahnen des Habsburg die Welt in Staunen setzten. Aber, Ihr kampfbegierige Oesterreicher! Steyermärker! Kärntner und Krainer! woran soll ich Euch erinnern? Seht Ihr dort in der Ferne die Schutthaufen Eurer verbrannten Häuser, Eurer zerstörten Schlößer und Kirchen? hört Ihr nicht das letzte Röcheln Eurer sterbenden Weiber und Kinder? das Gewimmer Eurer geschändeten Töchter? — Keine Wahl habt Ihr, Sieg oder Tyrannensjoch ist Euer Loos. "

Sieg oder Tod! schrien nun die Steyermärker; Sieg oder Tod! brüllten nun all die Tausende des ganzen Heeres nach. Sie schlugen mit ihren Speeren an die ehrenlichen Schilder; schrecklich hallte das Getümmel von den Wolken wieder. „Nun dann im Namen des Herrn! schrie Rudolph, schmettert, Trompeter! rollet, ihr Trommeln! Gott und die gerechte Sache sey unser Feldgeschrey — Christus unsere Loosung! " Es schmetterten die Trompeten; es wühlte

belten die Heerpauken; in schnellem Schritte gieng es vorwärts, und die Erde bebte dumpftönend unter dieser ungewohnten Last.

Eine nicht mindere Thätigkeit bewies indessen Ottokar bey seinem Heere. Die dem Kaiser zweyfach überlegene Anzahl seiner Krieger befehlte ihn mit glänzenden Hoffnungen, mit der Erwartung eines gewissen Sieges. In sechs Schaaren theilte er die Truppen, und wählte für sich, im Mittelpunkte der Schlachtordnung, die Sachsen, weil er, nach dem gewöhnlichen Tyrannenschicksale, sich mehr auf die gemieteten Fremdlinge, dann auf seine Böhmen verlassen konnte. Dem tapfern Grafen Miloš Zawusch, ehemaligen Statthalter von Steyermark, übergab er zweytausend geharnischte Reiter, mit dem Auftrage, sich in Hinterhalt zu legen, und dann, durch seinen unvermutheten Einbruch, das Schicksal der Schlacht zu entscheiden. Alles Ersinnliche versuchte der König, seine Krieger anzufeuern. Er gieng zu Fuße durch die

Reihen, gab die freundlichsten Worte, und überströmte sie mit den ungeheuersten Verheißungen. Nun endlich schwang er sich in silberner Rüstung auf seinen mit Sammet und Gold bedeckten Spanier, gab das Zeichen, und unter einer kriegerisch tönenden Musik, setzten sich die unabsehbaren Reihen in Bewegung. Als er nun das feindliche Heer in vollem Anmarsch erblickte, da brüllte er: „Halt!“ und wie Mauren standen die Fronten; die Musik verstummte. Vom Roße sprang er jetzt und schrie: „Hört mich, Völker! Wenn es unter Euch Männer gibt, die mich haßen, in deren Busen Groll, Falschheit oder Meuterey gegen mich brütet, so tretet herdor! Sättiget Eure Rache und mordet mich vor den Augen meiner Feinde; nur laßt mich die Schmach nicht erleben, besiegt zu werden!“ Er schwieg; eine dumpfe Stille erfolgte. Keiner sprach ein Wort, aber dort und da verzerrte sich ein Gesicht, biß mancher Zahn in seine eigene Lippen. — „Nun dann, auf in die

Schlacht! auf wer es redlich mit seinem König meint!“ rief er nachher, sprang auf den sich bäumenden Hengsten, und vorwärts giengs mit wildem tobenden Geschrey.

Jetzt begann die Schlacht; jetzt schlug sie die fürchterliche Entscheidungsstunde zwischen Rudolph und Ottokar! Eine ungeheure Staubwolke verberg nun die Streitenden, aber gräßlich erschallte das Schlachtgebrüll, das Fluchen der Rasenden, das Klirren der Schwerter, das Klingen der Schilde, das Krachen der Streitkolben auf Schilden und Helmen. Ein streifendes Lüftchen erhob sich nun, und es schwanden die Gewölke von Staub. — Ha! Welch ein Anblick! Die Sonne erblaßte vor Entsetzen. Hier liegen Hügel von Leichen, dort röcheln Sterbende in gräßlichen Zuckungen; hier setzt einer den Gnadendolch an die Kehle des Entwaffneten; dort umflammert ein Besiegter wimmernd die Knie des Ueberwinders; hier rennt ein Ritter seinen Gegner mit eingelegter Lanze rücklings vom Roße; dort

wälzt sich ein blutender Gaul auf dem zersplitterten Reiter, und stampft ihm mit dem Hufe das Mark aus dem Gehirne. — Hier stützt sich ein Verwundeter wankend auf seinen Speer, und in heftigen Stößen von Blut fährt Kraft und Leben dahin; dort spaltet einer den Schädel eines Gestürzten, und in dem Augenblicke kollert sein eigener Kopf vom Hieb' eines Dritten zu Boden. — Hier rafft ein Verwundeter seine letzte Kraft zusammen, stößt das Schwert in die Brust seines Mörders, und indem dieser fällt, stürzt auch er sterbend über ihn hin; dort — doch welche Feder vermag all das zu beschreiben? welcher Mahler es zu malen? — Es giebt nur einen Homer, nur einen D'kian. —

Hestig und lange wurde mit Muth und Verzweiflung gefochten; wie auf einer bewässerten Wiese das Wasser, so rieselte Blut auf dem zerstampften Boden; ganze Treffen stürzten darnieder; zweifelhaft wankte der Sieg zwischen den wüthenden Kämpfern. —

Aber, sieh! plötzlich gab nun Heinrich von Schärking, ein salzburgischer Ritter, seinem unbändigen Roße die Sporne, und mit einem fürchterlichen Saße sprang es mitten unter die feindlichen Glieder. „Nach, Ihr Männer! nach!“ schrie Rudolph und stürzte mit seinem Sohne Albert, welcher an seiner Seite die Fahne mit dem Bilde des Gekreuzigten trug, in die Oeffnung der Feindesreihen; mit wildem Getöse folgten alle Ritter ihm nach.

Ein fürchterliches Blutbad, ein grosses Gemetzel erhob sich jetzt; vorne, rechts und links ward alles, wie Halmen, niedergemäht; die eisernen Ritter prellten an die pohlischen Reiter, daß reihenweis Roß und Mann darnieder stürzte. Schon waren die Linien durchbrochen; schon wichen die hohlen Todengesichter der Feinde — ha! da sprengten tausend schwer geharnischte Böhmen in Riesengröße, auf ungeheuren Gaulen, mit verhengten Zügeln, heran. Herbard von Fullenstein, mit seinen Verschwor-

nen an ihrer Spitze, gleich in seiner raaben-
 schwarzen Rüstung, mit dem ungeheuren
 Schilde und himmelanragenden Speere, dem
 Fürsten der Hölle, so wie ihn Milton be-
 schreibt. Kaum erblickte er den Kaiser, so
 schrie er mit mächtiger Stimme: „Spornet
 die Roße! — Dort — dort ist er der
 Habsburger!“ Wie der pfeilschnel-
 lende Adler, wenn er begierig nach Raub,
 mit weit ausgebreiteten Schwingen über die
 grüne Ebene sausend dahinfährt, die erblickte
 Taube zu haschen; so sprengte mit einge-
 legter Lanze der Fullensteiner auf Kus-
 dolph zu: „Komm hervor! zeige jetzt dei-
 nen Muth, Schattenkaiser!“ brüllte der
 Wüthende. „Du sollst ihn fühlen, diesen
 Schatten!“ rief der ergrimmete Herrscher,
 legte seine Lanze ein, und sprengte mit
 Blitzes-Schnelle dem tollen Spötter entge-
 gen. Durch eine geschickte Wendung wich
 er dem Stöße seines Gegners aus, mitten
 durch das Helmgitter drang die Spitze seiner
 treffenden Lanze durch Stirne und Scheitel

des Füllensstein, daß das Mark von
 dannen spritzte. Laut ausbrüllend stürzte
 der Rasende, krümmte sich, wie eine Schlange,
 in entsetzlichen Zuckungen am Boden,
 und spie, mit einem Fluche, seine schwarze
 Seele der Hölle zu. Kaum war dieser ge-
 fallen, so sprengten seine Mordgesellen mit
 ihren Reitern, vor Wuth schäumend, heran.
 Rache! Rache! scholl es dumpf aus ihren
 Helmgittern hervor; mit vereinter Kraft
 stürzten sie nun auf den Kaiser los. Jetzt
 begann der schrecklichste, hartnäckigste Kampf
 der Verzweiflung; die bluterfüllte Ebene
 schwankte unter dem fechtenden Getümmel.
 Wunder der Tapferkeit wurden verübet; nicht
 wie Menschen, mit Löwengrimm fochten die
 Krieger; Schilder und Helme zerschellten;
 Roß und Mann stürzte rasend übereinander;
 sie bildeten Gesilde von Leichen. In blindem
 grausem Gewühle waren Freunde mit Fein-
 den vermengt; kaum erkannten sich diese und
 jene. Über alle Beschreibung erhaben war
 Rudolphs Heldenmuth. Jeder seiner

Hiebe galt ein Menschenleben; kein Helm war so fest, kein Küras so dicht, daß ihn nicht ein bluttriefendes Schlachtschwert durchdrungen hätte. Eine kaum mindere Tapferkeit bewiesen seine Getreuen; aber keinen geringern Muth bezeigten auch die unerschrockenen Feinde. Der Rasendste unter den Rasenden, war Fullensteins Waffenbruder, ein Ritter aus Thüringen. Ihm gelang es das Pferd des Kaisers zu durchbohren; es stürzte. Laut jauchzten die Böhmen, unaufhaltsam drangen sie nun auf ihn ein; wie die Hämmer der Schmiede auf den Amboss, so schmetterten jetzt zahllose Hiebe auf seinen Helm und Küras. Dies sahen die muthvollen Steyermärker. Neue Kraft, neuer Muth entflammte ihr Innerstes. „Rettet den Kaiser! rettet! rettet ihn!“ schrien sie alle aus vollen Kehlen, und drangen mit tapfern Ungestüm in die Feinde ein. Eben wollte jener Thüringer dem mit seinem Pferde im Gedränge verwickelten Rudolph den Helm vom

Köpfe reißen, um ihn zu morden, als ihm Heinrich von Pfannberg das Schwert unter der Helmdecke in den Nacken stieß, daß er über den Schädel seines Kopfes vorwärts hinabsank. Aber, indem dies geschah, ward auch der Edle durch den raschen Stoß eines Böhmern tödtlich verwundet. Einige Schritte wurden nun die Feinde zurückgedrückt; die Steyermärker bildeten ein Viereck um den Kaiser und standen wie Mauern. Doch immer geringer ward die Zahl seiner Beschützer, immer stärker der Schwall der von neuem sich versammelnden Feinde. Schon lagen viele der Edlen — viele der Gemeinen in ihrem Blute da; schon waren von dem einzigen Trautmannstorffschen Geschlechte vierzehn Helden gefallen; als endlich Perthold von Kapellen zu Hülfe herbeeyeilte. Er sprang vom Roße, hob den Kaiser darauf, stieß einem Sachsen die Lanze in die Seite, erhaschte hastig den Gaul, schwang sich in den Sattel, und, gleich einem brausenden Sturm,

stürmte er nun auf die Feinde los. Diese konnten dem heftigen Anfälle nicht länger widerstehen, und als sie auch den Kaiser wieder zu Pferde erhaben erblickten, sank ihr Muth; — sie wichen. In diesem Augenblicke eilte auch der Graf von Hohenberg zur Rettung seines Schwagers heran. Als er die Weichenenden sah, schrie er den Selbigen zu: „sie fliehen! sie fliehen!“ und fiel sie in der Flanke herzhast an. Durch diesen neuen Andrang, durch das weit umher verhallende Geschrey der Angreifenden erschreckt, verlohren endlich die Böhmern alle Besinnung, und flohen in wilder muthloser Verwirrung. Nicht zu ferne ließ der vorsichtige Rudolph die Feinde verfolgen, bis ihm Nachricht von beyden Flügeln kam; aber bald erhielt er die freudige Bothschaft, daß die Flucht der zerstreuten Feinde allgemein werde. Minder schwer war der Sieg an beyden Flügeln den Heerführern Rudolphs. Zwar kam anfangs die Schaar der Oesterreicher gegen die Russen ins

Gedränge; aber Otto von Lichtenstein eilte mit einigen Hundert Steyermärkern dem bedrängten Burggrafen von Nürnberg zu Hülfe, und die Feinde wichen endlich. Binnen dem hitzigsten Kampfe bemerkte Otto, daß die österreichische Fahne niedersank und nicht mehr zu sehen war. Hastig sprengte er hin, und fand den hundertjährigen Haslau kraftlos auf ihr liegen. Mitleidig wollte er den Greisen aufrichten, ihn in Sicherheit zu bringen, aber als er ihn berührte, schrie der ergraute Alte mit dumpfer gebrochener Stimme: „Nein! nein! niemand soll mir dies Heiligthum entreißen!“ raffte sich schwankend auf, faßte das Panier von neuem und stellte sich in die vorderste Reihe.

Ottokar raste, schäumte, wüthete wie ein verwundeter Eber, als er die Flucht der Seinigen erblickte. Er warf sich mit seinen Getreuen dem Strome entgegen; bat, drohte, fluchte und stieß im Grimme manchem der Fliehenden das Schwert in den Busen.

Einen Eilboten sandte er an Milot Zarwusch, ihm mit seinen zweytausend Reitern zu Hülfe zu eilen; aber dieser gab dem Boten zur Antwort: Sage deinem Tyrannen! für den Schänder seiner Tochter, für den Mörder seines Bruders zieht Zarwusch seine Klinge nicht. „ Mit diesen Worten spornte der beleidigte Graf sein Roß, und sprengte mit seinen Reitern davon. Ein gewaltiger Donner Schlag war diese Nachricht für den König; nun war alle Hoffnung dahin. Er fluchte seiner Mutter, der Stunde, die ihn gebahr, dem Himmel und sich selbst. Schon war das Schlachtfeld mit Leichen übersät; schon war sein Heer verstoben, wie dürre Blätter vom herbſtlichen Sturm; nur er, mit einem kleinen Häufchen, wollte nicht weichen und kämpfte noch immer! Dies war der Augenblick, auf den Stubenberg und Mährenberg schon so lange harrten. In voller Wuth stürzten sie nun mit ihrem Keisigen auf den König. Wie das Unkraut unter der Hippe des Mähers, so fielen seine

Gefährten unter den tödtenden Hieben ihrer blitzenden Schwerter. Kämpfend trieben sie ihn vor sich her, und endlich stürzten die letzten Vier seiner wackern Stützen. Jetzt ward Ottokar umrungen, das Schwert aus der Faust ihm gewunden, und er vom Pferde gerissen. Die beyden Ritter sprangen von ihren Rossen; „haben wir dich endlich ruchloser Wütherich!“ schrien sie und eilten auf ihn zu. Hier verließ den Stolzen alle Seelenstärke; nieder auf die Knie warf er sich und wimmerte kläglich: „Stubenberg! Mährenberg! ich weiß, was ich an Euch verbrach; aber seyd barmherzig — schenkt mir das Leben! Meine Gefangennehmung wird Euch nützlicher seyn, als mein Tod!“ Bitte den Himmel um Gnade, wir haben keine für dich! riefen jetzt die Beyden. „Stirb, Mörder meines Onkels!“ schrie der Mährenberger, und stieß ihm das Schwert in die Brust — „Stirb, Schänder meiner Braut!“ donnerte der Stubenberger und stieß ihm den Dolch in

die Kehle. — Mit befriedigter Rache sprengten sie jauchzend zurück.

Rudolph erfuhr indeß, daß die zwey Ritter den König verfolgten; alsogleich sandte er den Perthold von Emerberg und Perthold von Eberstein mit dem Befehl an sie ab, ihn zu fangen, jedoch seines Lebens zu schonen. Allein als dieselben zur Mordstätte kamen, da fanden sie niemand mehr, und — welch ein Anblick! — Die von Troßbuben geplünderte Leiche des gefallenen Fürsten lag nackt, von Staub und Blut und Wunden gräßlich entstellt, am Boden ausgestreckt vor ihnen. Bey dieser Nachricht weihete der edle Rudolph ein Paar herzliche Thränen des Mitleids seinem entseelten Feinde; prachtvoll ließ er ihn beerdigen, und seine Mörder wagten es nicht, vor dem Kaiser zu erscheinen.

So war der Fall dieses mächtigen Königs, so das Ende dieses großen in der östereichischen Geschichte ewig merkwürdigen Tages! Vierzehntausend der Böhmen und
 ihrer

ihrer Gefährten lagen auf der Wahlstätte, oder eroffen im Marchflusse. Drey Tage blieb Rudolph, nach damaliger Sitte, auf dem Schlachtfelde, belohnte das Verdienst mit Gütern und Ehrenstellen, und ertheilte den Ritterschlag an Viele, so Proben ihres Muthes gegeben hatten. Theuer ward dieser Sieg errungen; mehr denn hundert Edle, mehr denn Dreytausende der Gemeinen erkaufte ihn mit ihrem Tode. Vor dem ganzen Heere umarmte der dankbare Kaiser seine zwey Ketter, den verwundeten Heinrich von Pfannberg, und den muthigen Kapeller; laut bekannte er, einstimmig mit dem Burggrafen von Nürnberg, daß ohne der außerordentlichen Tapferkeit der Steyermärker, Er Otto's Schicksal dürfte erfahren, und den entscheidenden Sieg keineswegs würde errungen haben. —

Am vierten Tage kamen Gesandte von Böhmen, und baten mit Ehrfurcht um Frieden. Der großmüthige Kaiser dachte

an keine Eroberungen, bot die Hand zur
Versöhnung, belehnte den jungen Wenzel
mit dem väterlichen Erbe, und knüpfte nun
jenes zwenfache Eheband, welches in der
Folge den Macht- und Länder-Reichthum
seiner Nachkommen so glänzend vermehrte.

Nach der Entlassung der Ungarn, zog
nun Rudolph nach Steyermark, dessen
Bewohner ihn und sein siegreiches Heer mit
Jauchzen und Thränen der Freude empfin-
gen. „Unsere Retter! unsere Beschützer!“
scholl es von allen Bergen, scholl's aus allen
Thälern. Was nur Augen und Füße hatte
eilte hin, die kommenden Sieger zu sehen.
Als endlich der Kaiser auf seinem Zuge der
Hauptstadt sich nahte, da kamen ihm alle
Edlen des Landes entgegen. Heinrich,
der Abt von Admont, erklärte in einer
mannhaften stattlichen Rede: die Steyer-
märker seyen bereit, den Huldigungsseid
zu leisten, und sich dem Habsburgi-
schen Geschlechte zu unterwerfen, wenn ih-
nen Rudolph die Bestätigung ihrer alten

Rechte und Freyheiten beschwöre; im widrigen Falle jedoch würden die Thore von Grätz nimmer sich öffnen. „Ich bin kein Despot, und herrsche nicht gerne über Sklaven,“ erwiderte der Erhabene. „Ja Ihr eben so tapfere als biedere Steyerländer! Ich werde Euch schwören; weder ich noch einer meiner Nachkommen, soll jemals diesen Schwur verletzen! — Allgemeines Freudengeschrey erhob sich nun: „Es lebe Rudolph! Es leben die Habsburger!“ erscholl es von jedem Munde. Die Thore gingen auf, die Besatzung kehrte von den Wällen — einem Triumphe gleich der Einzug in die Stadt, wo am folgenden Tage die feyerliche Huldigung geleistet, ein zweyfacher Eid beschworen ward. —

Friede Deiner Asche, großer Rudolph!
Friede Euch, Ihr lange modernden Helden
der Vorzeit! Ach! wie viel haben Zeit und
Verhängniß in diesem halben Jahrtausend
geändert! — Wenn Ihr, Reisende! in
Wien das kaiserliche Rüsthaus besehet; so

verweilt auch einige Sekunden bey der Mü-
stung dieses großen Kaisers; wenn Ihr,
Oesterreicher! die grünen Flächen des
Marchfeldes durchwandelt; so denkt an
Eure Väter, an den 25ten August des tau-
send zwey hundert acht und sie-
benzigsten Jahres!

Der dankbare Löwe.

Wenn so manche unserer gefühlvollen Schönen ihr allerliebstes Schoosshündchen mit Kaffee und Zuckerbrod nährt, und ihm eine Schlafstelle vergönnet, wornach sich mancher Liebhaber vergebens sehnt; so ist es gar nicht zu bewundern, wenn dieser kleine vierpfotige Liebling auf seine Weise durch Hüpfen, Schmiegen und zahllose Schmeicheleyen, Gefühle der Liebe und Dankbarkeit äußert, seine Gönnerin auf das sorgsamste bewachet, und den Zubringlichen wohl gar oft ungeheissen in die Wade zwicket, der sich ihr etwas mehr zu nahen erkühnet.

Wenn uns aber die Geschichte ähnliche Beweise der Erkenntlichkeit von einem grimmigen blutdürstenden Ungeheuer aus den Jahren der Vorzeit darstellte, dann staunen wir, bey so einem Thiere das zu finden, was wir, leider! bey vielen unserer Menschenbrüder vergebens suchen.

Unter jenen schwärmerischen Helden, welche am Ende des eilften Jahrhunderts, getäuscht von einem fanatischen Mönch, die Mauern Jerusalems erstiegen, und das Grab ihres Erlösers den Händen der Söhne Muhameds entrißen, befand sich Gottfried von Thurn, einer der Tapfersten unter jenen Tausenden. Unglückliche Liebe trieb ihn von den väterlichen Fluren, und brachte ihn zu dem Entschlusse, nach einem fremden Welttheile zu wandern, und sein freudenleeres Leben für die Sache des Glaubens verdienstlich hinzuopfern.

Der Gegenstand von Gottfrieds sehrender Liebe war Edeline von Siegen, das Fräulein mit den süßlockenden

Bergfameinnicht-Augen und den hochschwel-
 lenden Lilien-Höhen. Die Nacht vor dem
 Tage, an dem ihr geiziger Vater sie an den
 alten, aber reichen und mächtigen Grafen
 von Ortenburg vermäkelte, drückte er
 den bitter süßen Kuß einer ewigen Trennung
 auf Edelins's Thränenbeperrte Wangen.
 Als sie am folgenden Tage zur Trauung
 ging, da drängte er sich zum Altar vor,
 und schwur eine Pilgerfahrt zum Grabe des
 Erlösers. Der Priester schmückte seinen
 Mantel mit dem Kreuze, und er, von dan-
 nen eilend, faßte hastig die Hand des lie-
 benden, mit Ohnmacht kämpfenden Mäd-
 chens: „Gott segne deine Ehe, Edel-
 ne! Lebe wohl! — Unter Jerusalem's
 Mauern such' ich Ruhe diesem blutenden
 Herzen. „Dies die Worte, so er leise ihr
 zuflüsterte. — Er verschwand, enteilte den
 Gefilden seines Vaterlandes, und kam halb
 zu jenen Hunderttausenden, an deren Spitze
 der große Gottfried von Bouillone

das Muster der Fürsten, der Helden Zierde glänzte.

Lang, gefahrvoll, von Mangel und zahllosen Beschwerden bestürmet, war die Wanderschaft dieser ungeheuren Schaaren, die Europens Länder entvölkerten. Gottfried von Thurn führte das vorbereitete Treffen, denn Bouillon bewunderte seine Tapferkeit, verehrte seine Tugend. Die erste Sarazennen-Feste, so sie an Palästinas Gränzen erreichten, war Marche; stark durch ihre Mauern — noch stärker durch die Zahl ihrer tapfern Besatzung. Der kühne Thurn harrte nicht der Ankunft des Feldherrn, und der ihn geleitenden Fürsten. Mit der geringen Schaar seiner tapfern Gefährten erstieg er bey stürmischer Nacht im wüthenden Kampfe die Wälle, und war der Erste, der auf Marchas Mauern die Fahne des Kreuzes pflanzte.

Groß waren die Vortheile dieser ersten Eroberung. — Die Seelen der Krieger entflammte neuer Muth, dessen sie wohl nie

so sehr bedurften, als jetzt, da übermächtige Sarazener-Heere ihnen wie Wogen des Oceans entgegen brauften. Kein Tag der Ruhe! Kämpfe auf Kämpfe — Schlachten folgten auf Schlachten! Thurn, immer voran, übte Wunder des Heldennuthes. Er suchte den Tod in den dichtesten Reihen der Feinde; aber der, den er suchte, schien ihn zu fliehen.

Siegreich drangen die christlichen Schaa-
ren bis Antiochia, welches vierzigtau-
send der Diener Muhamets bewachten.

Sieben Monate währte die Belagerung. Hunger und Durst, und die krummen Damaszenen der Feinde vertilgten so manchen der Kämpfer; nur der unglückliche Ritter blieb unverfehrt. Endlich mußte auch diese Stadt der beharrlichen Tapferkeit der Abendländer unterliegen. Jubelnd war der Einzug, süß die Ruhe nach so rastlosen Mühen.

Aber ihm allein lächelte sie nie, diese wohlthätige Gottheit. Von innerem Harn getrieben, floh er Menschengewühl, suchte

Einsamkeit, und irrte oft mehrere Tage lang in fernen Wäldern und Büschen umher. Edeline war der stäte Gedanke seiner Tage; Edeline der Traum seiner schlummerlosen Nächte. Ihr Bild war der treueste Gefährte seiner Wanderungen in Asiens Gefilden.

Einst, als er schon am dritten Tage in einer schauerlichen Wildniß umher irrte, und bey den Ruinen eines verfallenen Tempels hinsank, um sich an einer Quelle, die aus deren Mitte hervorsprudelte, zu erquicken, überfiel ihn ein sanfter Schlummer, in dem ihn die lieblichsten Träume einer bessern Zukunft umgaukelten. Schon schloß er Edeline an sein liebepochendes Herz; schon wollte er mit ihr zum Traualtar eilen; als plötzlich ein gräßliches Gebrülle seinen Schlummer störte, und all die schönen Bilder der trügerischen Hoffnung wie Seifenblasen, verschwanden.

Es war das klägliche Geheul eines Löwen, welches ihn weckte. Furchtlos, und

unbesorgt für die Erhaltung seines lästigen Daseyns, besann sich der Kühne nicht lange. Er zog sein Schwert, und eilte dahin, woher ihm die Stimme ertönte. — Welch ein fürchterlicher Anblick! Ein grimmiger Löwe, kämpfend mit einer ungeheuern Schlange! Dicht hatte ihn dieselbe dreysfach umwunden, und er wälzte sich mit entsetzlichem Geschrey wüthend unter den Bäumen umher. Ein gewaltiger Hieb des Ritters zerhaute die Schlange; er befreyte den Löwen von seiner gefährlichen Feindinn. Dieser staunte bewundernd den unbekanntten Erretter an, schmiegte sich gleichsam dankend, vor ihm, leckte dessen Füße und Hände, und, als sich der Ritter entfernte, folgte er mit freudigen Sprüngen der Spur seines Befreyers.

Gottfried wandte sich mühsam durch die Gebüsch, den verlorren Pfad zur Rückkehr zu finden. Er kam auf einen freyen Platz, rings von Bäumen umgeben. Ploßlich stürzte ein Trupp Sarazenen in voller

Wuth auf ihn los. Der Ritter riß sein Schwert aus der Scheide, und spaltete mit dem ersten Hiebe einen riesengroßen Mohren vom Kopf bis zum Gürtel, als er an der Feinde Spitze heransprengte.

Nun ward er von den wüthenden Heiden gänzlich umrungen; Hieb auf Hieb, Schlag auf Schlag schmetterte auf ihn los. Vergebens war seine Tapferkeit; vergebens stürzte bald dieser, bald jener vom Blitze seines Schwertes getroffen, und wälzte sich blutend am Boden. Der zahlreichen Menge wäre der Tapfere sicher erlegen, aber der dankbare Löwe brauste nun grimmig unter der Saragenenschaar. Ross und Mann erlagen seiner Stärke. Seine Klauen, sein Rachen und seine Mähne waren schrecklich gebadet in ihrem Blute. Nur wenige entkamen durch eine schimpfliche Flucht.

Hin nach Antiochia geleitete der Löwe den Ritter, von nun an sein treuester, unzertrennlicher Gefährte und Wächter. Des Nachts schlief er vor seinem Zelte, geleitete

ihn stäts, wenn die Trompete zur Mannschlacht rief, kämpfte gleich einem Krieger an seiner Seite, und rettete ihn oft, wenn Tod und Gefangenschaft dem zu kühnen Franken drohten.

Nach vielen blutig errungenen Siegen wurden nun endlich Jerusalems Mauern stürmend erobert, und das Grab des Erlösers ward den Schuen Muhamets entrissen. Der Tapfersten Erster, Gottfried von Bouillon, bestieg den Thron des neu eroberten Reiches, und erfüllt war nun das Gelübde dieser langen gefährvollen Wanderschaft. Viele eilten nun jetzt zurück in die väterliche Heimat, in die Arme ihrer ängstlich harrenden Gattinnen und Kinder. — Nur Gottfried von Thurn dachte an keine Wiederkehr. Seiner wartete keine zärtliche Gattinn, keine liebende Braut. Er war allein, in der weiten Schöpfung allein. — Wohlthätig gegen seine Menschenbrüder, floh er sie stäts, und hatte keinen Freund, als jenes dankbare Thier,

das überall mit ungemeiner Anhänglichkeit ihn folgte.

Einft, als er in schauerlicher Mitternachtsstunde, am heiligen Grabe betend, auf seinen Knien lag, und um Balsam für die Wunde seiner Seele flehte, stand plötzlich ein schöner Jüngling in Pilgergewande vor ihm, und sprach sanft lächelnd die Worte des Trostes: „Gottfried, eile zur Heimat zurück! Edeline ist Wittwe und harret dein.“ O welche Sprache vermag nun die Wonne des Ritters zu schildern? In freudigem Entzücken wollte er sich dem Herold seines Glückes in die Arme stürzen; doch verschwunden war dieser, und himmlische Düfte erfüllten die einsame Halle.

Kaum graute der Morgen, so eilte der Liebende ein Schiff zu suchen, das ihn wieder ins geliebte Vaterland zurückbringen sollte. Bald gelang es ihm, eines zu finden, eben im Begriffe, die Anker zu lichten. Willig nahm man ihn auf, als aber auch

sein treuer Gefährte ihm zu folgen versuchte, eilten die erschrockenen Schiffer hastig vom Gestade, und ließen den Löwen zurück.

Brüllend stürzte sich dieser in die Wogen des Meeres, folgte schwimmend dem Schiffe, klammerte sich fruchtlos an dessen Seite hinan, und schien mit kläglichem Gebärden die Aufnahme in dasselbe zu fordern. Thränen des Mitleids flimmerten in den Augen des gerührten Ritters. Vergebens war sein Flehen; die Furchtsamen taub und fühllos hörten ihn nicht, bis endlich der Verlassne, von langem Schwimmen entkräftet, ihm den letzten Blick der Erkenntlichkeit zusandte — und in den Abgrund versank. —

Erfüllt ward die Kunde des Pilgerjünglings; Edeline, die Wittwe, eilte ihrem Gottfried mit dem Kuße der zärtlichsten Liebe entgegen, und gab ihm ihre Hand — ihre Schätze.

Nie vergaß der Ritter seines treuen Unglücksgefährten. In einem einsamen Haine, unter dem Schatten einer alternden Eiche,

ließ er ihm ein Denkmal errichten. Er besuchte dies oft in Gesellschaft seiner liebenden Gattinn, und äußerte nicht selten den Wunsch: „Wähten doch alle Menschen in der Liebe, so wie in der Freundschaft an Dankbarkeit und Treue diesem Löwen gleichen!“

Eva von Gall.

Liebe! mächtigstes aller Gefühle, Urquell
des Lebens, all- durchdringendes Feuer,
Himmel und Erde beherrschende Gottheit,
die du aus deiner goldnen, mit Rosen und
Myrthen umkränzten Urne Nektar und Schier-
lingsaft, Kronen und Dolche, Paradiese
und Höllen, unter die Sterblichen verspen-
dest, o! warum bist du mit deinen besseren
Gaben so karg gegen die Edlern hienieden?
Warum siehst du lieber Thränen des Grames,
der Schwermuth welkende Lilien, als der
Wonne glühende Rosen auf dem Antlitz
deiner Sklaven? Mußten nur in der Tiefe
des Grabes die Seufzer eines Petrarca

Erster Theil. G

verhallen? Durfte nur der Jüngling mit der erloschenen Fackel stillen die Klagen einer Hiro, trocknen die Zähren der zärtlichen Heloise? Warum hast du einen Don Carlos, den Edelsten aller Fürstensöhne, die einzige Hofnung so vieler schmach tenden Nationen — warum eine Elise von Valois, die Krone aller Königstochter, in die blutdürstenden Hände geweihter Henker geliefert? Und warum wählst du immer die besten, die gefühlvollsten dieser Erdenbewohner, zum Spielball deiner grausamsten Launen, zum Ziele deiner giftigsten Pfeile? Zahllos sind deine Opfer, endlos ist die Geschichte deiner despotischen Frevelthaten! Könnte ich doch durch diese Erzählung nur einen, oder eine jener Unglücklichen, so du dem Abgrunde des Verderbens zuschleppst, deiner Tyrannensesseln entledigen; ich schätzte mich glücklich — fürstlich belohnt!

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war Eva von Gall die Schönste aller

Schönen Krains, und blühte unter den Edelstöchtern dieses Landes, wie die Nelke unter Wiesenblumen. Das Gold ihres dichten, bis zur Erde wallenden Haares beschämte die Strahlen des Mondes; die Weichen schienen das dunklere Blau ihres juno-nischen Auges zu beneiden; Apfelblüthen glich die Farbe ihrer Wangen, dem Schwannengefieder das blendende Weiß ihres wogenden Busens. Aber mehr als diese körperlichen Reize machte jenes unnennbare Etwas, jene geheime Magnetenkraft, jene Grazie, jene Harmonie ihres ganzen Wesens sie zur *Uspasia* ihres Vaterlandes. Alle Herzen flogen ihr bey dem ersten Anblick entgegen; wo sie erschien, fuhr ein elektrischer Schlag durch alle Männerbusen; alle Jünglinge brannten für sie, und selbst die Wettber konnten sie nur beneiden — aber nicht hassen.

Daß eine so seltene Schönheit ein sehr zweydeutiges Geschenk der Natur sey, haben Helena und Kleopatra, haben so viele

ihrer Kopien, hat auch dies Fräulein, ob-
 schon schuldloser als jene, erfahren. Kein
 Tag verging, an dem in Rudolphseeck,
 dem Schloße ihres Vaters, nicht neue Freyer
 sich meldeten. Greise und bartlose Knaben,
 Männer und Jünglinge brannten vor Ver-
 langen, der Adam dieser schönen Eva zu
 werden, und von ihr die süße Frucht der
 Erkenntniß zu empfangen. — Das, was
 so viele unsrer heutigen Schönen oft ihr gan-
 zes Leben hindurch vergebens wünschen und
 suchen, war dieser zweyten Penelope
 zur Last; denn ihr Herz hatte schon gewählt.
 Zwar herrschte ihr Erwählter über kein Kö-
 nigreich; zwar kämpfte er nicht in fernen
 Landen, den Raub einer Huhldirne zu rä-
 chen; sein Reich waren die Wälder ihres
 Vaters, seine Unterthanen Hirschen und
 Hasen, seine Diener Jagdhunde; denn es
 war Wilhelm, der schöne schlanke Jäger
 des alten Freyherrn von Gall.

Dieser biedere Jüngling war der Sohn
 eines böhmischen Edlen, welcher in dem un-

glücklichen dreyßigjährigen Kriege Güter und Leben verlohrt. Nach langem Umherirren, nach langem Kampfe mit Mangel und Dürftigkeit, hatte der arme Junge endlich auf Rudolphsack Brod und Unterhalt gefunden. Mit stiller Duldsamkeit ertrug er die Schläge des feindseltigen Schicksals; nur selten drängte die Erinnerung an seine Abkunft, an die besseren Tage der Vergangenheit, einen geheimen Seufzer aus seinem Busen. Das Fräulein, bekant mit der Geschichte seines Unglücks, fühlte für ihn die innigste Theilnahme, und was bey gefühlvollen Seelen sich oft ereignet, geschah auch bey ihr: das zärtlichste Mitleid verwandelte sich endlich in — Liebe.

Auch auf Wilhelms Herz machten die ausnehmenden Reize dieser Schönen, noch mehr aber die Vollkommenheiten ihres Geistes und Herzens, den tiefsten Eindruck; aber zu bescheiden, durchdrungen von dem Gefühle seiner Armuth und Niedrigkeit, wagten es seine Wünsche nicht, sich bis zu

einem Gegenstande zu erheben, um den die
 reichsten, mächtigsten Edlen des Landes huhl-
 ten. Er verschloß also seine Empfindungen,
 vor denen er selbst erbebt, in den tiefesten
 Tiefen seines Herzens. Ueberzeugt von der
 Unmöglichkeit, Gegenliebe erringen zu kön-
 nen, hielt er ihre bald feurigen, bald
 schwachtenden Blicke, jenes überfreundliche
 Entgegenlächeln, jenes schnellere unstäte
 Wallen ihres Busens, jene unwillkürlich
 entwischenden halbverschlungenen Seufzer,
 für nichts mehr als für gütiges, menschen-
 liebendes Wohlwollen. Er merkte es nicht,
 warum bey dem Fräulein der Hang zur Jagd-
 belustigung von Zeit zu Zeit immer sich ver-
 größerte, und glaubte dem Vorwande, als
 gescheh' es nur darum, den zudringlichen
 Besuchen der Freyer zu entgehen. Wil-
 helm lehrte sie zielen, schießen und treffen;
 er mußte ihr die Gewehre laden, mußte
 sie stäts auf ihren Streifereyen durch Wä-
 der und Haine geleiten.

Am einem heißen Sommertage, als sie vom langen Umherwandeln ermüdet, sich kraftlos unter den Schatten einer ausgebreiteten Eiche an das Ufer einer murmellenden Felsenquelle hinwarf, indeß Wilhelm die blutige Spur eines von ihm verwundeten Hirschen verfolgte, kam ihr das Verlangen, die ermatteten Glieder durch ein kühlendes Bad zu erquickten. Sie war allein, und das ferne Gebelle der Hunde gab ihr die Hoffnung, daß Wilhelm sobald nicht zurückkommen würde. Hastig, aber schüchtern, entbürdete sie sich der Kleider, legte ihre Flinte gespannt an den Rand des Ufers, und senkte sich endlich in dem schöneren Gewande der Natur in ein tieferes Plätzchen des Baches.

O warum fehlet mir Wielands Pinsel, diese reizende geheimnißvolle Szene zu malen! Schöner war sie nicht die Göttinn der Keuschheit, als sie Acteon belauschte; schöneres erblickte nicht jener königliche Schäfer auf Ida, als er über drey weib-

liche Gottheiten das so berühmte Urtheil sprach. Dem neugefallenen Schnee im Strahle der Sonne glich die blendende Weiße dieses Meisterstückes der Natur. — Welches Ebenmaß der Glieder! welche Jugendfülle! — Die zwei strotzenden marmorfesten Lilienhöhen, auf deren Mitte zweien lockende Rubinen prangten, glichen einem Paare feindseliger Zwillingsgeschwister, von denen eines hierher, das andere dorthin sich wendet. Selbst die leblosen Bäume und Gesträuche wankten freudig umher; selbst die nickenden Blümchen am Ufer schienen über diese nie gesehenen Reize zu erstaunen. Sanfter murmelte die Quelle, und die kristallinen Wellen umrieselten zögernd mit weniger Kühlung die alabasternen Lenden und Hüfte. —

In süßer Behaglichkeit, bey himmlischer Sinnenerquickung, genoß die holde Rajade des stärkenden Babes. Angenehme Gefühle durchwallten ihre Adern; eine unbekannte Ahndung füllte ihren Busen. Sie dachte an

die Rückkehr des lieblichen Jägers, bebte dagegen, und — unbegreiflich! — schien sie doch wieder zu wünschen.

Eben wollte sie die naße Stätte verlassen, als sich durch den Wald ein lautes Gefnister erhob. Sie blickte erschrocken dahin, und welche entsetzliche Erscheinung! — eine ungeheuer große Bärinn rannte, mit zweyen Jungen, brummend aus dem Gebüsche hervor! In Todesängsten haschte sie ihr Feuerrohr vom Ufer, schoß — und die Kugel flog zischend in die Brust des rasenden Thieres. In gräßlicher Wuth fuhr es brüllend auf seine Hinterbeine empor, und stürzte dem Dampfe des Schusses nach. Eva that einen Schrei und sank ohnmächtig rücklings in den Bach zurück, so daß der Kopf ans abhängige Ufer sich lehnte. Zum Glück stieß die wilde Bestie auf die Kleider des Fräuleins, die sie eben in zahllose Stücke zerfetzte, als sie, durch einen Schuß des herbeyeilenden Wilhelms tödtlich getroffen, darnieder sank, und noch

wälzend armdicke Bäume aus den Wurzeln wühlte.

Der ohnmächtigen Gebieterinn eilte nun der erschrockene Jäger zu Hülfe. Er trug sie auf den trockenen Rasen, besprengte sie mit Wasser, und ließ nicht ab, ihr Stirne und Schläfe so lange zu reiben, bis ihm endlich der Himmel ihrer blauen Augen sich öffnete. „Du mein Retter, Wilhelm?“ lispelte sie leise mit schwacher Stimme, und schlang die vollen runden elastischen Schwannearme um den Nacken des zu ihr sich geschäftig niederbeugenden Jünglings. Hin sank er plötzlich. Mund an Mund gepreßt, eilten sich ihre Seelen an dem Rande ihrer Lippen entgegen, und in einem langen Nerven und Adern durchbebenden Kuße, aufgelöst — versenkt in namenlose Wonne — schienen sie ihr Leben mit einem wollüstigen Seufzer einander zuzuhauchen.

Wer kann Empfindungen mit kalten todtten Worten beschreiben? Jede zärtliche Schöne, jeder gefühlvolle Jüngling entwerfe sich

selbst ein Gemälde von dem Zustande dieser Liebenden! — Spät erst erwachten sie aus ihrer himmlisch süßen Verwirrung, noch später bemerkte das Fräulein ihren otaheytischen Zustand. — Bey der Liebe Allmacht! wenn die so schön gepriesenen Bewohnerinnen jener freundschaftlichen Inseln die sem Mädchen gleichen, dann ist es mehr als Wunder, daß noch der Europäer einer aus jenen Ethen in sein kaltes Vaterland zurückkehrte. —

Wilhelm suchte verlegen die Fragmente ihrer Kleidung zusammen. Es gelang ihr für die Noth sich karglich zu bedecken, indem ihr der Jüngling als Kammermädchen diente. Unter jener schattigen Eiche, Hand in Hand, Arm um Arm geschlungen, erwarteten sie mit zahllosen Küßen und Rosen die Ankunft der nächtlichen Dunkelheit. Sie schwuren sich ewige Treue und Liebe. Mittels Begünstigung des schwarzen Gefieders der Nacht wallten sie dann der nächsten Bauernhütte zu, wo sich das Fräulein in ländliche Kleidung hüllte, in dieser Maske

zur väterlichen Burg zurück eilte, und sich unbemerkt in ihr Kämmerlein schlich. In-
deß besorgte der muthige Jäger ein Fuhr-
werk und hielt mit dem erlegten Feinde
einen triumphirenden Einzug auf Ru-
dolphsee.

Von diesem Tage an begannen die Lie-
benden ein neues Daseyn — ein Daseyn,
welches zu genießen nur wenige — nur edle
sanft geschaffene Seelen fähig sind. Der
Horizont ihres Geistes erweiterte sich, schö-
nere Blumen entsproßen ihren Pfaden, eine
glänzendere Sonne beleuchtete ihres Lebens
Morgen, ein hellerer Vollmond versilberte
ihre Nächte. Ein neuer überirdischer Früh-
ling, wie in den Wohnungen der Seligen,
umblühte sie, und alle schlummernden Kräfte
ihrer Seele erwachten zu einem erhabneren
nie gefühlten Lebensgenusse.

Mit schlauer Vorsicht vermieden sie die
Bekanntmachung jenes Unfalls, um den
sorgsamen Vater nicht etwa zu einem Ver-
hote ihrer glücklichen Jagdvergnügungen zu

verleiten. Die schöne Eva ward mit jedem Tage eine leidenschaftlichere Jägerinn. Oft besuchten sie die Stelle, wo ein glücklicher Unfall die Bande ihrer Liebe knüpfte; sie ruhten oft am Ufer der murmelnden Quelle, und erneuerten den Schwur der Treue unter den kühlenden Schatten der günstigen Eiche.

Einst, als sie dort in süßer Vertraulichkeit bey einander saßen, und im Vollgenusse ihre Glückes tändelten, scherzten, sich kosten und neckten, herzten und zankten, und einander, weiß Gott! wie viel zu erzählen hatten, indeß die sinkende Sonne sich schon allgemach immer tiefer hinter den Tannenbekränzten Hügeln in Westen verbarg, kam zufällig ein Lüftchen daherschwirrend, blies das Band vom Amazonen-Hute des Fräuleins, und trug es in den Bach. Wilhelm sprang auf, es zu erhaschen, lief am Ufer den mit ihrem Raube hineinenden Wellen nach, und sie ergötzte sich lächelnd

an der fruchtlosen Geschäftigkeit des Geliebten.

Eben wollte sie ihn zurückrufen, als sie sich plötzlich von männlichen Armen mächtig ergriffen fühlte. Erschrocken blickte sie zurück, und es war Wolf von Schnitzbaum, einer ihrer zudringlichsten Freyer. Sie wollte um Hülfe rufen, aber der Mund ward ihr verstopfet; zween Reuter sprengten mit einem unberittenen Korsikaner herbey; dieser hob sie darauf, indeß sie jene in ihre Mitte nahmen. Alles das war das Werk einer Minute. Auch der Freyherr schwang sich nun hastig zu Pferde und wollte mit seinem Raube davon eilen; allein jetzt kam Wilhelm auffer Athem herbey gelaufen. Eine Kugel schoß er nach dem Räuber, daß sie dicht vor seinem Ohre vorbeizischte; ein zweyter Schuß streifte ihn am linken Arm. Jetzt wand der Ergrimimte seinen Gaul, riß die Pistole aus der Halfter, und rannte auf den Jäger zu. „So buhle denn mit der Hölle, Schandbube!“ tief

er. Der Schuß fiel, und der unglückliche Jüngling stürzte vor den Augen seiner Geliebten, die bey dieser Schreckenszene in eine dem Tode ähnliche Ohnmacht sank, so daß sie von den Reutern festgehalten werden mußte. Als sie sich nun wieder etwas erhollt hatte, ging es weiter fort, mit verhängtem Zügel, bis zur Heerstraße, wo sie ein geschlossener Wagen mit vier flüchtigen Hengsten erwartete. Sie wurde vom Roße gehoben und man setzte sie in die Kutsche, worinn bereits eine Zofe mit stärkenden Wässern und Arzneyen des Fräuleins harrte. Auf sein Schloß nach Soneck brachte der Freyherr seinen kostbaren Raub, mit dem festen Entschluß, sich desselben durch den Segen des Priesters auf ewig zu versichern.

Schnitzenbaum war kein Bösewicht; Leichtsinn und heftige Liebe machten ihn zum Verbrecher. Großmüthig, bieder und kühn, war er einer der tapfersten Krieger seines Kaisers, in dessen Diensten er

Lorber und Wunden im Kampfe gegen die
 Verehrer des Mondes gesammelt hatte.
 Nach geschlossenem Waffenstillstande begab er
 sich auf sein väterliches Erbe, sah bey einer
 zufälligen Gelegenheit das Zaubermädchen
 von Rudolphseeck, und ward auf ewig
 ein Sklave der Minne. Ehrlich und züch-
 tig warb er um ihre Hand auf gera-
 dem Wege; der alte Gall wünschte ihn
 auch zum Eidame, allein die Tochter nicht
 so. Eva wäre gewiß die glücklichste Gat-
 tin und Mutter geworden, hätten nicht ih-
 res Herzens frühere Liebesfessel diese und
 jede andere vortheilhafte Verbindung ver-
 eitelt.

Mit jedem Tage wuchs die Leidenschaft
 dieses unglücklichen Brautwerbers; tiefe,
 bis an Verzweiflung gränzende Schwermuth
 bemächtigte sich seines Geistes und Herzens.
 Als er endlich all seine Versuche — all seine
 Mühen fruchtlos sah, brachte ihn ein un-
 glückstiftender Dämon auf den kühnen Ent-
 schluß, sich den Gegenstand seiner glühenden
 Sehne

Sehnsucht mit Gewalt zu erringen. „Sie, oder den Tod! Nein; ich trage diese Höllenqualen nicht förder!“ rief er am Morgen nach einer seiner so vielen schlummerlosen Nächte. Er versammelte die vertrautesten seiner Diener, ertheilte ihnen geheime Befehle, und so erfolgte die Entführung.

Raum waren sie auf *Soneck* angelangt, als der liebende Entführer alle ersinnliche Sorgfalt verwendete, seine geraubte Schöne zu trösten. Ein Schwarm von Josen eilte zu ihrer Bedienung herbey. Man legte sie auf ein Ruhebett. Den Bemühungen dieser geschäftigen Mädchen, vereinbart mit den Kräften ihrer Jugend, gelang es auch bald, ihre Lebensgeister aus dem Todesschlaf zu erwecken. Raum hatte sich *Eva* vollends erholet, so stürzte *Wolf* ihr zu Füßen, überströmte ihre Hand mit Küßen, und bat sie, mit ein paar männlichen Thränen im Auge, um die Vergebung einer That, wozu die Liebe — nur allein die alles vermögende Liebe — ihn hingerißen habe. „Ver-

zeihe, verzeihe, holdes Mädchen! einem
 Unglücklichen, den deine Schönheit zum Ver-
 brecher machte. Verlange alles, was Mens-
 chenkräfte vermögen, sey Gebieterinn dieses
 Schloßes, herrsche über mich und all die
 Meinen; nur schenke mir deine Gunst —
 deine Hand!“ So sprach er stehend zum
 Gegenstande seiner Sehnsucht, allein das
 Fräulein hatte zur Antwort nur einen Regen
 von Thränen, die über die welkenden Rosen-
 blätter ihrer Wangen auf das unstät-wal-
 lende Busentuch hinabstimmerten. „Wenn
 ihr mich wirklich liebt, erwiederte sie endlich
 mit Schluchzen, so bringt mich wieder in
 die Arme meines trostlosen Vaters!“ Das
 soll geschehen! bey Gott! das soll geschehen,
 wenn du mich vorher zum Traualtar beglei-
 test, versetzte der Freyherr. Allein Eva
 bebte zurück und schauderte vor dem Gedan-
 ken, dem Mörder ihres Geliebten die Hand
 zu reichen.

Zweymal sieben Tage, für den unge-
 buldigen Liebhaber eben so viele Jahre, gab

er ihr Bedenkzeit. Er verschwendete alle ersinnlichen Mittel, sie zur freywilligen Erfüllung seines Wunsches zu bewegen, aber alle Mühen des Bedaurungswürdigen waren fruchtlos. Liebe läßt sich weder erbetteln, noch erzwingen: sie kömmt hier ungerufen und flieht dort ohne daß wirs wollen; ihre Macht ist willkührlich; sie tirannisirt die Sterblichen.

Das Bild ihres sterbenden Geliebten blühtete unaufhörlich in der Seele des trauernden Mädchens. In jeder Nacht erschien ihr Wilhelm im Traume, zeigte ihr die töbliche Wunde, und winkte der Inniggeliebten, ihm zu folgen in die Gefilde des Todes. „Ja, ich komme — ich folge Dir, mein Bräutigam!“ rief sie am Morgen des letzten Tages der ihr ertheilten Bedenkzeit. Rasch sprang sie aus dem Bette, ein Zustand von wahnsinniger Verzweiflung ergriff sie; sie spähte umher nach einem Werkzeuge — zum Selbstmorde. Nichts konnte sie

auffinden, ihr quallvolles Daseyn damit zu enden. Sie eilte ans Fenster, aber eiserne Stäbe verwahrten dessen Oefnung. Als sie nun so in dumpfer Bewußlosigkeit hinausstarrete in die weiten Gefilde, bemerkte sie an einer Ecke des Gegitters ein Spinnenge-webe, aus deren Mitte eine ungeheuergroße Kreuzspinne sie aneckelte. Ihre starren Blicke haften lange auf diesem gräßlichen Gegenstande; ein heftiger Kampf entstand in ihrem Innersten; oft streckte sie die Hand darnach aus, aber kraftlos sank sie jedesmal wieder darnieder. Jetzt knarrten die Pforten des Vorsaales; sie hörte die Tritte des ihr verhaßten Frenherrn. Schauernd fuhr sie zusammen, haschte nach der Spinne, und — verschluckte sie plötzlich.

An der Stelle erfolgte ein heftiges Erbrechen; während desselben sprang eine Ader in ihrem Kopfe; sie sank in die Nacht des Todes. Wolf hörte das Röcheln der Sterbenden, öffnete die Thüre und sah — wölsch ein ergreifender Anblick! — und sah seine

vermeintliche Braut am Boden konvulsivisch sich wälzen, indeß aus Nase und Mund starke Güße von Blut ihm entgegen quollen.

Starr wie die marmornen Silber auf den Monumenten der Todten, mit emporsträubenden Haaren und weit hervordringenden Augen, stand der Unglückliche bey dieser entsetzlichen Szene da. Alle seine Pulse standen, das Blut stockte in seinen Adern, seine Sinne geriethen in Verwirrung. Jetzt drang ein neuer Blutsturz aus dem Munde der schönen Dulderinn, und mit einem kläglichen Gestöhne trennte sich ihre Seele von der zerstörten Hülle.

Wie eine himmelanragende Fichte, die der Sturm plötzlich aus ihren Wurzeln reißt, kürzte Wolf zur Seite der Entseelten nieder, daß die Fenster erklangen, und Boden und Wände erbebten. Aufgeschreckt durch diesen Fall, eilten seine Diener herbey; sie hoben den Verzweiflungsvollen auf, und brachten ihn sinnlos auf seine Schlafkammer.

Dort verschloß er sich einsam; niemand durfte sich ihm nahen; drey Tage — drey Nächte blieb er ohne Speise, ohne Trank. — In eben dem Maße herrschte der Jammer auf Rudolphs Eck. Man hatte in der Nacht, beyh Scheine der Fackeln, den tödtlich verwundeten Wilhelm im Walde gefunden. Kaum sammelte der Sterbenbe noch Kräfte genug, den Räuber des Fräuleins zu entdecken. Er verschied mit anbrechendem Morgen, und sein letztes Wort war — ihr Name.

Der trostlose Vater eilte nach Laibach, um bey den Landrechten Schutz und Unterstützung gegen den Räuber seiner Tochter zu erflehen. Sein graues Haar, seine Thränen, seine Klagen erfüllten aller Herzen mit Mitleid. Es ward ein Herold nach Sonneck abgesandt, dem Freyherrn den Tag der Erscheinung vor seinen Richtern zu verkünden.

Schon zweymal ward er geladen; er erschien nicht. Jetzt kam der dritte Bote

nach Soneck, ihn das Letztmal, bey Bedrohung von Bann und Acht, dahin zu fordern. Dies geschah am vierten Tage nach jener Schreckenszene. Die Diener pochten an seiner Thüre; er öffnete nicht. Auf Befehl des Abgesandten ward dieselbe mit Gewalt geöffnet. „Was wollt Ihr hier?“ herrschte ihnen der Freyherr zürnend entgegen. Jetzt richtete jener seinen Auftrag aus. „Sage dem Herrn des Weltgerichtes, sage deinen irdischen Richtern: Wolf von Schnitzenbaum werde erscheinen.“ Dies war seine Antwort. Der Bote gieng, und der Unglückliche gab Befehl, seinen Rappen (das unbändigste seiner Rosse, welches wie ein Falke über Bäume und Gräben flog) zu satteln.

Mit einem raabenschwarzen Kürass, aus der Kuffkammer seiner Ahnen, bedeckt, bestieg er den scharrenden schnarchenden Hengsten. Hoch bäumte sich dieser, als er zum Schloßthore hinausprengte. Raun war er vor den Mauern desselben, dort, wo der

Weg abwärts sich windet, so riß er den schäumenden Gaul zur Seite, stieß ihm beyde Sporne in den Bauch, und stürzte mit einem mächtigen Sage, ein zweyter Curtius, in die Tiefe, daß Ross und Mann zerschmettert über einander hinabkolerten. — —

So fielen drey edle Menschen als Opfer einer unglücklichen Liebe! In der Kirche zum heiligen Georg, bey Soneck, ruhen die Gebeine des einst so reizenden Fräuleins von Gall. Unferne von ihr schläft auch ihr Entführer den nimmer sich endenden Todesschlummer. Der Herold zerbrach das Schnitzensbaumische Wappen an seinem Grabe; denn er war der Letzte eines Stammes, welcher durch vier Jahrhunderte die schönsten Blüten, die herrlichsten Früchte trug.

Friede eurer Asche, ihr Beklagenswürdigen! die ihr eines besseren Schicksales würdig waret. Möchte eure Geschichte manches zu empfindsame Herz vor ähnlichem Geschick bewahren! Möchte diese Erzählung

such hier oder dort aus den Augen gefühl-
voller Seelen eine Thräne des Mitleids —
aus der Fülle des Herzens ein theilnehmen-
des Ach verschaffen!!

Die Gräfinn von Frangipan.

Drey Dinge giebt es hienieden, welche die Göttinn des Glückes nur ihren auserwählten Günstlingen gewähret, die den Pfad unserer Lebenswanderschaft mit Rosen und Nelken bestreuen, ohne denen, auch bey den größten Schätzen und glänzendsten Titeln, wir selbst auf einem Throne Bettler sind. Treue Freunde, eine treue Gattin und treue Diener sind diese hohen Gaben jener launigen Gottheit, von denen jedoch die Tausenden der Erdenwaller nicht einmal

etne, alle drey aber, beynahе keinem zu Theil werden läßt. Zwar wöhnen wir in den Tagen des Wohlstandes und der Ruhe, diese Schätze zu besitzen, träumen oft ein halbes Daseyn in diesem süßen Wahne hin; allein wenn die grause Stunde der Prüfung schlägt, da schwinden die trügerischen Schattenbilder, und es erfolgt ein zweyfach-bitteres Erwachen. — Nicht so war das Schicksal Christophs, Grafen von Frangipan. Ihm ward eine Gattinn, ihm ein Diener zu Theil, welche ihm auch in den Tagen des Unglücks, mit edler Selbstverleugnung, einen schönen Beweis ihrer unwandelbaren Treue gaben.

Zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts hatte die Republick Venedig, jene stolze Beherrscherin des adriatischen Merres, welcher jetzt der allmächtige Bonaparte, nach einem mehr als tausendjährigen Daseyn, durch einen Federzug den Todesstoß gab, den höchsten Gipfel des Reichthums und der Macht errungen, und faßte in ihrem Liber-

muthe den Entschluß, nicht bloß Schätze
 durch den Handel, sondern auch Länder durch
 die Waffen zu sammeln. Zum Gegenstande
 dieser Vergrößerungsfucht wählte sie die an-
 gränzenden Länder des österreichischen Staa-
 tes, und so entstand zwischen ihr und Ma-
 ximilian dem Ersten ein langer ver-
 derblicher Krieg, welcher mehr durch immer-
 währende Einfälle und Plünderungen dieser
 Italiäner, als durch entscheidende Schlachten
 sich merkwürdig machte. Der an so vielen
 Orten mit so vielen Kriegen beschäftigte
 Kaiser hatte nicht Kräfte genug, sie mit an-
 gemeßenem Nachdruck in ihre Lagunen zurück-
 zuweisen. Es ward also mehr ein Verthei-
 digungskrieg geführt, welcher darinn be-
 stand, daß man auf dem Carst in Ister-
 reich und Friaul alle haltbaren Orte
 mit Besatzungen belegte, die den unwill-
 kommenen Gästen den Zutritt verwehren
 sollten.

Unter den Befehlshabern der hiezu ver-
 wendeten Truppen zeichnete sich vorzüglich

der kaiserliche Hauptmann zu Udelberg und Neuhaus, Graf Christoph von Frangipan, durch Muth und Tapferkeit aus. Oft hatte er sie mit blutenden Köpfen nach Hause gesandt, oft selbst bis in ihre Besitzungen auf dem festen Lande verfolgt; die listigen Meerbewohner beschloßen also, sich eines so gefährlichen Gegners zu entledigen. Zuerst versuchten sie mit goldnen Pfeilen nach seinem Herzen zu schießen; als aber dieselben fruchtlos zurückprellten, legten sie durch das Anerbieten großer Würden eine Mine auf seinen Ehrgeiz an; allein auch diese konnte seine Pflicht nicht erschüttern. Nun beschloßen sie andere Wege einzuschlagen, um sich mit List seiner Person zu bemächtigen.

Eine geraume Zeit hielten sie sich vollkommen ruhig, unterließen ihre Einfälle; und erzielten dadurch, daß die Bewohner jener Gegend sich einer täuschenden Sicherheit überließen. Indessen aber fertigten die Schlaun eine starke Anzahl der verwegens

sten Dalmatiner in die Gegend von
 Adelsberg ab, welche, unter mancherley
 Verkleidungen, sich dort verbreiteten, ihren
 Sammelplatz aber in den Gebüsch des un-
 geheuren Planinawaldes aufschlugen.
 Lange waren alle ihre Bemühungen verge-
 bens, endlich aber erfuhren sie eines Tages,
 daß der Graf mit kommenden Morgen in
 jenem Walde zu jagen gedente. Alsogleich
 versammelte sich die ganze Räuberschaar; sie
 theilte ihre Rollen aus, und verbarg sich
 zu beyden Seiten der Heerstraße, dort,
 wo sie wußte, daß er ihr nicht entgehen
 könne.

Als nun der Morgen erschien, kam der
 Graf mit einigen Jägern dahengeritten, und
 sieh! auf einmal fiel ein Schuß aus dem
 Gebüsch; sein Pferd machte einen Satz und
 fiel zu Boden. Frangipan raffte sich
 auf, und zog sein Schwert zur Vertheidig-
 ung; aber jetzt fielen mehrere Schüsse.
 Fünf seiner Gefährten sanken getroffen von
 ihren Rosen. Die übrigen entflohen bis

auf einen, welcher wüthend in die seinen Herrn umringenden Feinde einhieb, und nicht eher abließ, bis ihn endlich die dritte Wunde seiner Kräfte beraubte, und auch er blutend zu Boden sank. — Der nun gänzlich verlassene Graf vertheidigte sich mit aller Anstrengung der Verzweiflung, spaltete dreyen die Schädel, ward aber endlich rücklings zur Erde gerissen, entwaffnet, gebunden auf ein Ross gesetzt, und so durch Abwege und Gebüsche hinweggeführt. Die fühllosen Mörder nahmen sich nicht Zeit, ihre Verwundeten mitzuschleppen, und so blieben diese, wie auch jener getreue Knappe, in ihrem Blute auf der Heerstraße liegen.

Die entflohenen Jäger getrauten sich nicht ohne ihren Gebieter auf das Schloß zurückzukehren. Sie eilten zu den nächstgelegenen Bauernhütten, baten um Beistand und brachten endlich, leider! viel zu spät, einen Schwarm Volkes zusammen, welchen sie nach jener Unglücksstätte führten.

Die eben so liebenswürdige als tugendhafte Gemahlinn des Grafen Maria von Hunnady, harrete indessen mit Sehnsucht der Rückkehr ihres inniggeliebten Gatten. Innere marternde Unruhe, eine geheime Ahndung hob ihren Busen, und machte das gepreßte Herz immer schneller und mächtiger pochen, je mehr die Stundenzahl seiner Abwesenheit sich vergrößerte. Sonder Rast irrte sie in den weiten Gemächern umher, eilte von Fenster zu Fenster, spähte hinab ins Thal, und wünschte ihn mit ihren Blicken zurückzaubern zu können. — Endlich ward es Abend; er kam noch nicht. Mit jeder Sekunde vermehrte sich ihre Angst; sie hatte bereits den höchsten Grad erreicht, als endlich eine mond- und sternlose Nacht alle Gegenstände in ihren dichtesten Schleyer hüllte. — Betend lag sie am Fenster, und starrte hinaus in die undurchbringliche Finsterniß; plötzlich bemerkte sie in der Ferne den Schein einiger Lichter, welche langsam immer näher herarrückten. Jetzt wogeten

Hof=

Hofnung und Furcht mächtig in ihrem Busen; alles Blut drängte sich dem schwerbelommenen Herzen zu. Sie spähte, sie horchte, rieb sich die Augen und strengte all ihre Sehkraft an. Indes vergrößerten sich die Lichter merklich, und bey der täuschenden Mischung ihres Schimmers mit der Finsterniß, schien sie eine Schaar wandelnder Schatten zu bemerken. Dieser Anblick verwandelte sich jedoch bald in die Vorstellung eines Leichenzuges; denn bey dem nun heller lodernden Fackelscheine wurde sie einen Menschenschwarm ansichtig, von denen mehrere etwas, das einer Bahre gleich, auf ihren Schultern trugen. Jetzt nahte sich der Zug immer deutlicher, und Gott! wie ward ihr zu Muthe, als sich derselbe am Fuße des Berges gegen die Krümmung des Schloßweges wandte? Sinnlos ergriff sie ein Licht, eilte die Stiege hinab, zum Thore hinaus — den Kommenden entgegen. „Wo ist mein Gemahl?“ schrie sie, als sie näher kam; man gab ihr keine Antwort. „Wo

ist mein Gemahl? „ schrie sie heftiger das zweyte Mal. Alle schlugen die Augen nieder und blieben stumm. „ Bey der Barmherzigkeit des Gekreuzigten! redet: wo ist mein Gemahl? rief sie verzweiflungsvoll das dritte Mal. Da erhob sich der treue Knappe Franz auf seiner Bahre, und sprach mit schwacher Stimme: „ Faßt Euch, edle Frau! er ist nicht todt Euer Gemahl. „ Aber wo — wo ist er? — „ Gefangen, „ erwiderte wimmernd der Verwundete, und verbarg sein Gesicht; die Gräfinn stürzte ohnmächtig zu Boden.

Durch die Veranstaltung des nun herbey geeilten Burgvogtes ward die Unglückliche zurück in das Schloß in ihre Schlafkammer getragen, und der Sorgfalt ihrer Zofen übergeben. Die Todten befahl er alsogleich zur Pfarrkirche auf den Kirchhof zu bringen; nur der verwundete Franz, so wie einer von den Neubern, an welchem man noch Leben bemerkte, ward in das

Schloß getragen, und der Pflege eines Wundarztes anbefohlen.

Nur mit vieler Mühe konnten die besorgten Mädchen ihre leidende Gebieterin ins Leben zurückrufen. Bey dem Erwachen war es ihr, als hätte sich indessen die ganze Schöpfung um sie her verwandelt. Alles schien ihr so öde, alles so weit — so leer! Lange starrte sie mit einer dumpfen Bewußtlosigkeit schweigend vor sich hin, aber endlich schenkte die wohlthätige Natur ihr Thränen — Thränen, welche für den Leidenden das sind, was ein sanfter Sommerregen den lechzenden Gefilden ist. Häufig floßen sie in Perlen über die schönen Wangen hinab, auf denen sich die Röthe der Rosen in Lilienbläße verwandelte. Ihre tiefen Seufzer, ihr Händeringen, ihre jammervolle Trostlosigkeit schienen selbst die unbelebten Wände des Gemachs zum Mitleid zu bewegen. In einer traurig schönen Gruppe standen ihre Dosen um sie her, und hat-

ten keine Hülfe für die Weinende — als zu weinen mit ihr.

Alles, was zu heftig ist, ist keiner langen Dauer fähig, sagen diejenigen, welche näher mit der Natur vertraut sind, und dies erfuhr auch Maria. Der erste Schreck hatte in ihrer Seele keiner andern Idee, als der eines Verlustes auf ewig, Raum gelassen; allein sobald die Wogen der Empfindungen nicht mehr so heftig tobten, schlich sich die wohlthätige Betrügerinn Hoffnung leise herzu, und hielt der Traurenden ihren Zauberspiegel vor. Nun erst kam es ihr in den Sinn, daß zwischen Gefangenschaft und Tod noch eine weite Kluft von hier und dort, von endlich und ewig sey. An den Begriff der Gefangenschaft reihte sich der Gedanke der Befreyung, und wenn sich demselben auch ein Heer von marternden Zweifeln entgegen stellte, so war doch die zweyte Idee, mit dem Inniggeliebten ein gleiches Loos zu theilen, so heilend, so wohlthätig, daß

ſie ſich plötzlich mit neuen Kräften beſeelet
fühlte.

Hin zu Franzens Krankenlager eilte
ſie, um ſich über alle Umſtände näher zu er-
kundigen; allein der Arme konnte ihrer
Forchbegierde wenig Genüge leiſten. Er
verwies ſie aber an den verwundeten Gefan-
genen, welcher glücklicherweiſe ſich ſchon et-
was erholet, und Sprache und Beſinnung
wieder erhalten hatte. Von ihm erfuhr ſie
nun, daß ihr Gemahl in Venetianischer
Kriegsgefangenſchaft ſich befinde, und wahr-
ſcheinlich in Venedig ſeyn dürfte. Dieſe
Nachricht gab den Flügeln ihrer Hoffnung
neue Schwungkraft. Tage und Nächte hatte
ihre geſchäftige Phantaſie keinen andern Ge-
genſtand, als die Ausführung ihres Planes.
Sie entdeckte ihn dem ſeinem Herrn in-
nig ergebenen Franz. Dieſer ſchwur,
bey ſeiner Geneſung ihr Geleiter zu ſeyn,
alle Gefahren, alles Ungemach mit ihr zu
theilen, und auch mit Aufopferung ſeines
Lebens, wenn es die Umſtände erfordern.

sollten, die Freyheit des Grafen zu erkaufen.

Die Herstellung dieses treuen Knappen war also jetzt ihr sehnlichster Wunsch, das Triebrad ihrer süßesten Hoffnungen. Mit aller nur einer weiblichen Seele eigenen Empfindsamkeit und geschäftigen Sorgfalt veranstaltete sie dessen Pflege und Wartung, besuchte ihn täglich wohl zehn Mal, und reichte ihm oft mit eigenen runden Schwannenhänden, in einem goldenen Becher, die stärkendsten Arzneyen, oder träufelte heilenden Balsam in seine schmerzenden Wunden. Ihre Bemühungen wurden bald mit günstigem Erfolg belohnet; mit jedem Tage nahmen die Kräfte des Knappen zu, und schon konnte er das Lager — schon die Stube verlassen.

Jetzt wurden die Anstalten zur gefährlichen Reise auf das eilfertigste betrieben, aber Niemanden im Schloße ward der Zweck derselben eröffnet. Der schlaue Franz machte indessen Bekanntschaft mit dem ge-

fangenen Venetianer, brachte ihn bald zur Vertraulichkeit, und schöpfte aus deren Quelle die nöthigen Kenntnisse zur Ausführung seines Wagesstückes. Die schöne Gräfinn sammelte ihre Juwellen und Kostbarkeiten, und versah sich mit einer wohlgefüllten Börse, indem sie hoffte, daß jener magische Goldregen, welcher einst in das Schlafgemach der Danae drang, auch in den Kerker ihres Gatten dringen werde. —

Nun ward der Tag ihrer Abreise bestimmt, den die liebende Gattinn mit Sehnsucht erwartete. Er kam, und nachdem sie mit ausgebreiteten Armen den Himmel um glückliche Ausführung ihres Unternehmens gebeten, und dem heiligen Anton eine goldne Lampe angelobet hatte, trat sie mit grauem Morgen, in Gesellschaft jenes getreuen Dieners, die Wanderschaft an. Beyde, Maria als Pilgerinn, und Franz als Pilger verkleidet, gaben sich für Geschwister aus, welche ein Gelübde ihrer El-

tern zu erfüllen, eine Wallfahrt nach Loreto vollzogen.

Obschon sie, um nicht erkannt zu werden, sorgfältig die Heerstrasse und Menschengewühl vermieden, so waren doch die Reize, die seltne Schönheit der liebenswürdigen Wallerinn so hinreissend, so anziehend, daß sie manche Versuchungen zu bekämpfen hatte; allein ihre Klugheit und Franzens Entschlossenheit erhielten stäts den Sieg. Bald nach ihrer Ankunft zu Triest gelang es ihnen, ein genuesisches Schiff segelfertig zur Ueberfahrt nach Venedig zu finden. Ungestig pochte das Herz der holden Gräfinn, als sie sich an Bord desselben begab. Hoffnung und Furcht wogten in ihrem Busen, wie das Element, auf dem sie sich nun befand. Mit dem Blicke der innigsten Sehnsucht sah sie hinaus auf die unabsehbare Fläche, welche gleich einem endlosen flutenden Watzenselde vor ihr da lag. Ihr Auge spähte hin nach der dunklen Ferne, wo sie den Aufenthalt ihres Einzigen ver-

muthete, und wünschte sich die Flügel einer Schwalbe, um über die unübersehbaren Gewässer zu ihm hin zu schwören. Endlich wurden die Anker gelichtet, die Segel aufgespannt; allgemach schwand das Gestade hinter ihren Rücken. —

Nun waren sie aus dem Hafen und fuhren längst den Küsten von Istrien dahin. Marias gefühlvolle Seele verlor sich in dem Anblicke dieser romantischen Landschaft. Die niedlichen, auf den Hügeln und am Gestade zerstreuten, flachgedeckten Landhäuser schienen ihr einladend zuzuwinken, die schönen sichern Häfen ihr eine Freystätte gegen die Gefahren des treulosen Meeres anzubieten. — Wär' er doch frey mein Erwählter und könnt ich mit ihm ein Häußchen auf diesen Höhen bewohnen, mit ihm an diesen Gestaden lustwandeln, mich weiden mit ihm an dem hehren Anblicke des Aufsteigens und Untersinkens des großen Weltlichen, des unermesslich = unergündlichen Meeres, der vorübergleitenden Schiffe! D

könnt ich, wenn der Sturm wüthet, und die schäumenden Wogen tosend an diesen Küsten sich brechen, auf sicherer Erde, unter schützendem Dache, näher an ihn mich schmiegen, mich mit ihm der Sicherheit freuen, und indeß in gefahrvoller stürmischer Nacht die Orkane, die Wände unseres Gemaches umheulten, furchtlos in den Armen der Liebe mich wiegen! — So dachte die lebenswürdige Schwärmerinn, und mancher stille Seufzer hob ihren schwellenden Busen.

Aber allgemach wand sich das Schiff zur Rechten, und immer weiter schwand es Istriens romantische Hügel in den Hintergrund zurück. Indessen verdunkelte sich die Abenddämmerung immer mehr, und es kam endlich die Nacht mit ihrem melancholischen Gefieder. Zahllose Sterne flimmerten an den weiten Himmelsgewölben, und blinkten freundlich auf die kühnen Wanderer herab, näher und traulicher wallte der friedliche Mond über sie hin, und versilberte mit seinen milderen Strahlen die sie umschaukeln-

ben Wellen. Ein günstiges Lüftchen bließ in die Segel und flüsterte durch die Seile des Schiffes, daß sie leise, wie Saiten erklangen. Ihre Gefährten verloren sich unter das Verdeck, der Ruhe zu pflegen; nur Maria's Auge befiel kein Schlummer; sie wankte am Vordertheile, betrachtete den Lauf des Schiffes, wie es eilend die Wogen gleich Furchen durchschnitt, und horchte dem Gesange des wachsamem Steuer-manns, dessen kunstlose Melodien ein sanftes Geplätscher der Wellen begleitete. Unferne von ihr hatte sich Franz zwischen zwei Kisten ein Plätzchen erkiesen, wo ihn unwillkürlich ein wohlthätiger Schlaf besuchte.

Lange weilte sie so in stille Betrachtungen versunken, und hohe Gefühle drängten sich auf in ihrem Busen. Sie bethete im Herzen zur ewigen Urkraft, die mit allmächtiger Hand diese Millionen Welten in den endlosen Himmelsgefilden ausgesäet, diese unermesslichen Gewässer auf die Erde ausge-

gossen hatte. Auf einmal fühlte sich die Gräfinn von männlichen Armen mächtig umfasset; es entfuhr ihr ein heftiger Schrei, und indem sie zurück sah, bemerkte sie bey dem Mondenlichte einen großen stämmigen Matrosen, der mit wildflammenden Augen von ihr die Befriedigung viehischer Begierden verlangte. Durch ihr Geschrei fuhr Franz aus seinem Schläfe empor; als er die Ringenden sah, stürzte er hin, und riß den Berwegnen grimmig von seiner Gebieterinn weg. Allein dieser zuckte einen Dolch und drang rachedürstend auf ihn los. Franz wich mit schlauer Gewandheit dem Stoße aus, faßte den Arm seines Gegners, und entwand den Mordstahl dessen Faust. Doch in dem nämlichen Augenblicke ergrif ihn der Genueser mit Riesestärke, in der greulichen Absicht ihn über Bord zu schleudern. Hierdurch ward Franzens der Gebrauch des eroberten Dolches benommen; er ließ ihn also fallen, um sich mit der Kraft seiner beyden Arme von dem

Bösewicht loszuwinden. Dieser bemerkte den Fall des Dolches und bückte sich hastig, ihn aufzuraffen; allein Franz gab ihm einen gewaltigen Stoß. Er taumelte gegen die Schiffswand zurück, verlor das Gleichgewicht und stürzte rücklings in den Meeresabgrund. In demselben Augenblicke eilten die Matrosen des Schiffes durch das Getöse erwecket, herbei, und als sie das Schicksal ihres Kameraden erfuhren, rissen sie grimmig ihre Mordstahle aus den Gürteln, den verwegenen Fremdling zu durchbohren. Mehr denn zwanzig scharfgeschliffene Dolche blinkten im Mondenschimmer, lechzten nach Franzens Blut. Maria lag im Kampfe mit einer Ohnmacht.

Sieh! da kam plötzlich ein hagerer, gekrümmter Mönch mit einem langen Silberbarte, aus der Tiefe des Schiffes hervor, und sprach mit Gelassenheit und Würde zu den Ergrimmten; „Haltet ein, Verwegene! Euer Gefelle war ein Bösewicht — dieser Fremdling ist unschuldig!“ — Wie

durch einen Zauberschlag verstummten jetzt alle Lippen; es entfielen augenblicklich alle Dolche ihren Fäusten. Auf einen Wink seiner Hand zogen sie sich willig und mit schweigender Beschämung zurück. Er aber nahte sich der bebenden Gräfinn, und faßte ihre Rechte: „ Sey ruhig Maria von Frangipan! eine höhere Macht wacht über dich. Schön und edel ist deiner Reise Zweck; du wirst ihn erreichen!“ Dies waren die leisen bedeutenden Worte des Mönchs. Franz und Maria starrten ihn voll Verwunderung an. Sie wähten ein überirdisches Wesen zu erblicken, und ein kalter Schauer durchbebte sie. Der Greis schlich sich schweigend von dannen, und sie wagten es nicht, ihn unter dem Verdecke aufzusuchen.

Unter Zweifeln, Vermuthungen, Besorgnissen und Hofnungen, durchwachten sie den Rest der Nacht und sehnten sich nach dem Anbruche des Tages. Endlich begann es in Osten zu grauen, wo sich das bläu-

lichte Gewölke des Himmels mit dem herrlichsten Purpur schmückte. Immer stärker blies der Wind in die flatternden Segel, und Pfeilesschnelle durchfurchete das wankende mit Schiff die geschäftigen rauschenden Wogen. — Sie nahten dem Ziele ihrer Reise. Schon stellte sich die Beherrscherinn des Abriatischen Meeres ihren staunenden Blicken dar; der halbe Gesichtskreis einer unabsehbaren Fläche war mit Inseln, Landhäusern, Kirchen, Thürmen und Palästen besäet, und eben stieg die Fürstinn aller Gestirne, die majestätische Sonne, in unbeschreiblicher Pracht aus dem Schooße der von ihren Strahlen vergoldeten See empor. Die Menge Kreuze, Knöpfe und Fahnen auf den Thürmen, auf den Sibeln der Tempeln und Paläste flimmerten gleich großen Sternen im Morgenstrahle; die Wimpel zahlloser Schiffe wehten in der Ferne und trieben ein liebliches Spiel; es war ein bezaubernder Anblick! Maria und Franz wähten sich in

eine andere Schöpfung auf einen andern Planeten versetzt.

Zwischen unzählbaren größeren und kleineren Schiffen, Fischerkähnen und Gondeln erreichten sie den Hafen bald. Aengstlich pochte das beklommene Herz der sanftfühlenden Gräfinn, als sie mit ihrem getreuen Diener das Schiff verließ, und in einer schwarzen, einer Bahre ähnlichen Gondel zwischen den düstern, himmelanragenden Häusern, deren Grundfeste eine endlose Ueberschwemmung bespielet, dahin fuhr.

„Wie? — wo werden wir in diesem ungeheuren Labyrinth den Gegenstand unserer Wünsche erforschen? Ach! ich zittere, all mein Muth, all meine Hoffnungen schwinden!“ So sprach sie traurend zu ihrem Gefährten, der, obschon selbst von geheimen Sorgen gefoltet, sie zu trösten, mit Standhaftigkeit und Entschlossenheit zu waffnen suchte.

In einem einsamen Gäßchen, nicht weit vom Hafen, mietheten sie sich eine kleine

Woh-

Wohnung, wo sie ihre Pilgerkleidung mit der Tracht der Eingebornen verwechselten. In einen weiten Mantel verummte sich Franz, und ein schwarzer Sandal verhüllte das holbe Antlitz der schönen Gräfinn. Den Aufenthalt der österreichischen Gefangenen zu erforschen, war nun der Gegenstand ihrer eifrigsten Bestrebung. Es gelang ihnen auch bald, aber von dem unglücklichen Grafen ward ihnen keine Nachricht zu Theil. Niemand konnte ihnen einigen Aufschluß geben; niemand wußte von ihm. Schon waren drey Mal sieben Tage auf diese fruchtlosen Nachforschungen verschwendet, und noch erblickten sie keinen Strahl von Hoffnung in den Finsternissen der schrecklichen Ungewißheit. „Er ist nicht mehr; die Grausamen haben ihn ihrer Rache geopfert; für mich Verlassne blühet kein Blümchen des Trostes; all' meine Aussicht liegt in dem Grabe!“ so wimmerte die Traurende ihrem getreuen Diener zu. Er wollte sie trö-

Erster Theil.

R

sten und konnte es nicht, denn sein edles Herz blutete an gleichen Wunden.

Als sie an einem Abende unter den Bogengängen des Markusplatzes traurig umherwandelten, kam ihnen unvermuthet jener graue Mönch entgegen, und grüßte sie freundlich. „Traure nicht, Maria! sprach er, das Ende Deiner Qualen ist nahe. Dort, hinter dem Palaste des Herzogs, ist das Gefängniß Deines Gatten, dieser Zettel öffnet dessen Pforten, dieser Schlüssel die Schlösser seiner Fesseln — Franz! bist du ein treuer Diener deines Gebieters, so besteh' jetzt auf der Probe.“ kaum hatte er geendet, so verließ er sie hastig. Voll des Erstaunens folgten sie ihm mit ihren Blicken nach. Mit aller Geistesgegenwart kehrte ihre Fassung zurück, und ohne lange Besinnung eilten sie furchtlos dem Gefängniße zu.

Hier fanden sie eine starke Wache an dem Thore, welche sie trotzig zurückwies. Aber kaum ward der Zettel vorgewiesen, so

Wich sie folgsam zur Seite; die eisernen Riegel rollten klirrend zurück, und knarrend öffneten sich die ehrenen Pforten — Wer kann das Erstaunen, wer die Wonne des Grafen schildern, als er seine zärtlich geliebte Gattinn, als er seiner Diener treuesten erblickte? Der erste Anblick war so täuschend für ihn, daß er sie nicht für Menschen, für Himmelsgesandte, für Besuche der Bewohner einer besseren Welt hielt. Nun als Maria weinend an seinen Busen stürzte, ihre Arme um seinen Nacken sich klammerten, als der freudetrunkne Franz bald seine Knie umfaßte, bald seine Hand mit Küßen und Thränen überströmte, da fühlte er, daß es keine Schatten, daß es körperliche Wesen seyen, welche seinem Herzen so theuer, von so innigem Werthe waren.

Der Graf. O Ihr himmlischen Mächte! welch ein Engel hat Euch die Thüren meines schrecklichen Kerkers geöffnet?

Maria. Wohl war es eine höhere, uns selbst unbekannte Macht. Aber, mein

Thurer! diese Augenblicke sind kostbarer;
dann alle Schätze der Erde. Komm — eile,
Dich zu retten.

Der Graf. Du schwärmst, geliebte
Maria! Wie wär es möglich mich zu
retten — wer könnte das?

Franz. Wir — wir können es, edler
Gebietet! Dieser Schlüssel löset Eure Fessel,
dieser Mantel, dieser Hut macht Euch un-
kenntbar. Eilet — fliehet mit Eurer Gat-
tinn, und überlaßt mir in diesem Kerker
Euren Platz.

Der Graf. Edler Junge, nein! um
diesen Preis erkauf' ich meine Freyheit nicht.
Soll ich sie mit dem Blute meines treuesten
Dieners bezahlen, soll ich dich der wüthen-
den Rachsucht dieser fühllosen Ungeheuer
preis geben? Nein! nimmermehr — Ma-
ria! — Franz! sorget für Eure Sicher-
heit, überlaßt mich und schenket mir manch-
mal eine Thräne der Erinnerung.

Maria. Mein, Mann! ich' bleibe bey Dir. Bey der ewigen Allmacht schwör' ich es, ich verlaße Dich nicht. Fliehe jetzt, oder ich theile mit Dir dieses Gefängniß, folge Dir in den Tod.

Franz. Um Gotteswillen, Herr! mordet nicht die Zeit mit eiteln fruchtlosen Bedenklichkeiten. Vergesset doch nicht, was Ihr Euch selbst, Eurer unglücklichen Gattinn und dem Vaterlande schuldig seyd. Sorget nicht für mich: was kann mir widerfahren? Was kann den Venetianern an dem Leben oder Tode eines armen Jungen gelegen seyn, von dem sie weder Nutzen noch Schaden zu gewarten haben? Wollt Ihr doch auf meine Befreyung einigen Werth setzen, so wird es Euch in der Folge leicht seyn, sie um ein geringes Lösegeld zu erkaufen.

Maria und *Franz* fielen nun zu seinen Füßen, umschlangen seine Knie und ließen nicht ab, bis er endlich ihren anhaltenden dringenden Bitten nachgab. Der

getreue Diener lößte freudig die Fesseln des gerührten Grafen, und belastete damit seine eigenen Hände und Füße. Dieser verummte sich in Franzens Mantel, drückte dessen Hut tief in die Augen. Nach einem herzlichen gefühlvollen Abschied von dem edelmüthigen, für ihn sich opfernden Jüngling, verließ er mit seiner Gattinn das Gefängniß, und kam unerkant glücklich durch die Wachen.

Unverzüglich eilten sie nun zum Hafen hin, um ein Schiff zur Flucht zu suchen. Am Gestade fanden sie den Mönch, der ihnen lächelnd entgegen kam. „Graf Fran-
gipan! ich wünsche Euch Glück zur erlangten Freyheit. Jenes segelfertige Schiff dort erwartet Euch. Günstige Winde werden Euch schnell in Eure Heymath zurück führen; Ehre und Ruhm werden die Gefährten Eures Lebens seyn, so lange Ihr auf dem Pfabe der Tugend wandelt. — Hütet Euch denselben zu verlassen; hütet Euch Eurem Fürsten mindere Treue zu beweisen, als jetzt

Euer Diener an Euch bewiesen hat. Euer Schutzgeist würde Euch dann verlassen müssen, und der Mönch vom Monte Cassino könnte Euch dann wohl beweinen — aber nicht mehr retten. „So sprach der wohlwollende Greis, eine Thräne glänzte auf seinen grauen Wimpern; er verschwand.

Die beyden Gatten schifften sich ein, und landeten glücklich im Hafen zu Triest. Alsogleich schickte Frangipan einen Abgeordneten mit einer ansehnlichen Summe nach Venedig, um die Befreyung seines getreuen Dieners zu erkaufen. Allein die stolzen Senatoren verwarfen alles Lösegeld, und schickten denselben, reichlich beschenkt, mit der Aeußerung zurück, daß sie die Tugend auch an ihren Feinden zu schätzen wüßten. Freudig stürzte Franz in die Arme seines Gebieters und seiner Gebieterinn. Von dieser Stunde an ward er nicht mehr als Diener betrachtet. Sie ehrten in ihm einen Freund — einen Vertrauten.

Die Prophezeihung des grauen Mönchs ward erfüllet. Glückliche Jahre durchlebte der Graf mit seiner liebenden Gattinn; lebenswürdige Söhne und Töchter erhöhten die Freuden seines Daseyns. Reichthum, Macht, Ruhm und Ehre waren die stäten Gefährten seines Lebens, bis dieser, von der Sirenenstimme eines täuschenden Hochmuths verführet, die Schranken seiner Pflichten zerbrach, und sich mit mehreren Großen zu einer Empörung gegen seinen Regenten verleiten ließ. Hier war es, wo ihn sein guter Engel verließ. In einer eben so blutigen als unglücklichen Schlacht zerschmetterte eine Kanonenkugel ihn und seinen getreuen Franz, der ihm also selbst im Tode noch Freund blieb. Drey Tage und drey Nächte Jammerte Maria am Grabe ihres gefallenen Gatten, und folgte ihm dann nach in die Halle der Vernichtung. Seit dieser Zeit schien Glück und Tugend das Geschlecht der Frangipan auf immer zu fliehen. Hang zur Empörung und Meuderey pflanzte sich

in demselben fort, bis endlich der letzte
Zweig dieses Stammes zu Neustadt durch
Henkershände zerstöret, dessen einst so glän-
zender Name aus dem Buche der Lebenden
auf ewig vertilget wurde.

Karl der Große.

Wie dem Anfange des neunten Jahrhunderts hatte das unerforschliche Schicksal die seltne Laune, das erste und größte Genie jenes Zeitalters zum Regenten des größten und mächtigsten Reiches zu erheben, um durch ihn den Thron Augusts auf deutschen Boden (den einst von Römern genannten Wohnsitz der Barbaren) zu verpflanzen, und zugleich bey dem Beginnen einer neuen Epoche, allen künftigen Besitzern der Kaiserkrone ein glänzendes Vorbild der

Nachahmung aufzustellen. Den Großen nennt die Geschichte so manchen Fürsten, aber keiner war noch dieses Beynamens würdiger, als Karl der Erste; der Erste seines Namens und seiner Würde. Groß war er als Regent, als Held, als Staatsmann, und als Beförderer der Wissenschaften. Glänzend und wohlthätig für Zeitgenossen und Nachkommen war seine Regierung; jede seiner Unternehmungen war mit dem Stempel eines hohen Geistes bezeichnet, und wenn er doch als Mensch der Menschenschwäche sich nicht ganz entledigen konnte, so war es einzig da, wo Religionseifer ihn manchmal bis zur Härte verleitete. Allein seine unermüdete Thätigkeit in Verbreitung des Christenthums bestand nicht in kleinlicher Intoleranz, sondern in dem weisen Zweck, durch die reine Moral desselben zu sittlich besseren Menschen seine Unterthanen zu machen. Darum errichtete er so viele Schulen und Bisthümer, und gebrauchte, da alle gelindere Versuche mißlangen, das Schwert,

die Götzenbilder der heidnischen Sachsen zu zertrümmern, deren Altäre mit dem Blute von Menschenopfern besudelt waren.

Was Karl als Regent und Eroberer unternahm, haben mehrere berühmte Schriftsteller glänzend beschrieben; der Gegenstand dieser Erzählung ist also nur ein Ereigniß seines häuslichen Lebens, wo er im Innern seines Palastes als Vater handelte, und sich auch da nicht minder groß als auf dem Kaiserthrone bewies.

Karls geliebteste Tochter war Emma, das schlanke blondlockige Mädchen, deren großes blaues Auge der klare Spiegel einer schönen Seele, deren wogender Schwanenhufen die Hülle eines sanft und zärtlich fühlenden Herzens war. Er liebte sie um so inniger, da er an ihr die Erbin seiner Geistes- und Herzensschätze erkannte, indeß er an seinen Söhnen, mit wehmüthigem Blicke in die Zukunft, hieran eine traurige Dürftigkeit bemerkte. Karl, der wärmste Freund und Verbreiter der Wissenschaften,

der großmüthigste Unterstützer ihrer würdigen Pfleger beschloß, Emmas Seele mit eben so vielen Vollkommenheiten zu schmücken, als die Natur ihren Körper, durch die Hände der Grazien, mit allen weiblichen Reizen zierte.

Um diesen Zweck zu erreichen, ward ihr der Unterricht der gelehrtesten Männer seines Hofes zu Theil. Unter denselben befand sich auch Eginhard, der Geheimschreiber des Kaisers, ein junger schön gebildeter Mann, dessen Geistesfähigkeiten und besondere Talente unter seinen Zeitgenossen, wie der Mond unter den Sternen, glänzten. Durch Rechtschaffenheit und seltne Verdienste hatte sich dieser Abkömmling eines armen Ritters aus dem Schooße ruhmloser Dürftigkeit empor geschwungen, daß er mit den wichtigsten Geschäften beehrt, Karls Liebling, der unentbehrlichste seiner Vertrauten ward. Nie mißbrauchte er, wie so viele Fürstengünstlinge, des Kaisers Zutrauen; denn sein Herz war eben so gerade und

bieder, als groß die Fähigkeit seines Geistes. Unbestechlich in seiner Gerechtigkeit, unerschütterlich in seiner Treue, und durch eisernen Fleiß gewann er Schlachten und Länder durch die Züge — seiner Feder; er rettete oft tausende der Menschenleben, und nützte so dem Vaterlande und seinem Fürsten mehr, als der Erste seiner Helben.

So manche schwere verworrene, ermüdende Geschäfte hatte Eginhard glücklich vollendet, aber keines derselben war für ihn so gefährlich, als der Befehl Karls, die schöne Emma in der Geschichte und Staatenkunde zu unterrichten. Hier — hier war es, wo jener das erste, das einzige Mal, an die Pflichten gegen seinen Fürsten und Wohlthäter vergaß. Das schönste der Mädchen war Emma, der schönste der Männer war Eginhard am Hofe des Kaisers. Jugendliches Feuer schwoll in den Adern des Lehrers — hob und senkte schneller das Busentuch der empfänglichen Schülerinn. — Denket Euch, zärtliche Schönen! denket Euch

gefühlvolle Jünglinge! die Lage dieser Beiden. — Harmonisch waren alle Saiten ihrer Herzen gestimmt, gleich erhaben war der hohe Schwung ihrer Geister. Er fand sich in ihr, sie fand sich in ihm. Täglich sahen sie sich, täglich konnte Seele an Seele sich schmiegen. — Und — wer ist so makellos, sie verdammen zu können? — wenn endlich die allmächtige Liebe, die Schranken kalter Pflicht zerbrach, und den kühnen Sprung über den weiten Abgrund des Standes wagte?

Lange kämpfte Eginhard einen harten fürchterlichen Kampf! Schauernd überdachte er seine Verbindlichkeit gegen Fürsten und Wohlthäter — die Gefahren — die Folgen — die Zukunft. Fest war sein Entschluß zur Standhaftigkeit, beynabe errungen der Sieg der Vernunft. Wenn aber dann wieder die Lehrstunde schlug, ihm bey seinem Eintritte der Sonnenblick ihres freundlich lächelnden Auges entgegen strahlte, bey einem nervendurchbebenden Händedruck, der

Grazienmund ihm ein himmlisch süßes Will-
 kommen entgegen lispelte — da schwan-
 den alle Vernunftschlüsse wie Irri-
 wische dahin, und das schwache Herz
 behauptete seine Rechte. Immer
 schwächer und schwächer wurde
 der Widerstand; endlich erhielt die
 Liebe einen vollkommenen Sieg. Egin-
 hard vergaß den Diener, Emma die
 Prinzessin; die Scheidewand des
 Ranges stürzte zwischen ihnen
 zusammen; sie sanken einander
 liebeglühend in die Arme, und
 schlürften mit Entzücken —
 taumelnd — Busen an Busen,
 Lippen an Lippen gepreßt, gleich
 Neben innig und zärtlich
 verschlungen — vom Won-
 nebecher der Liebe. Eine
 schönere Natur blühte nun
 um die Uebergelücklichen
 her. Gleichsam aufgelöst,
 wie zusammengedrängt ihr
 ganzes Wesen in das einzige
 mächtige Gefühl der Minne,
 schwand die ganze Schöp-
 fung vor ihren Sinnen, und
 sie begannen ein neues Da-
 seyn. Vergangeneit, Ver-
 hältnisse, Gefahren, Zukun-
 ft, alles verwischte Liebe
 von der Tafel ihres Ge-
 däch-

dächtliches, und im seligen Vollgenusse der Gegenwart vergaßen sie eine Welt. — Emma sah und hörte nur ihren Eginhard, dieser hörte und sah nur seine Emma!

Die Stunden des Unterrichtes wurden dem Wonnegenuße der Umarmungen geweiht, und obschon letztere in dieser glücklichen Theilung immer den größeren Antheil errangen, so machte doch die liebende Schülerin unter der Anweisung eines so interessanten Lehrers die herrlichsten Fortschritte in wissenschaftlichen Kenntnissen. Der ganze Hof erstaunte nun eben so sehr über die Gelehrsamkeit, als er bisher die Schönheit der Prinzessin bewunderte. Der arglose Karl überließ sich ganz den Empfindungen der Vaterfreude, und überströmte seinen Geheimschreiber mit Wohlthaten. Nach einem Jahre erklärte er, daß nun seine geliebte Tochter, bey dem gesammelten Reichthum ihrer Kenntnisse, keines ferneren Unterrichts mehr bedürfe. Ein Blitzstrahl, so das Gebäude ihrer Seligkeit zerschmetterte, war diese Erklärung.

Erster Theil. §

des Kaisers den Liebenden. Nun erkannten sie zuerst, daß der blinde Knabe in dem mit Rosen und Myrthen umkränzten Goldbecher nicht immer Honig nur, sondern auch Wermuth seinen Sklaven reiche. Das Feenschloß ihrer Freuden zerstiehe in der Luft; der Spielraum ihrer zärtlichen Gefühle verschwand; nimmer schlug sie die selige Stunde, welche den liebenden Lehrer in die Arme der liebenden Schülerinn rief, wo dann Amors wohlthätige Hand an jedem Tage die Glücklichen mit neuen, immer süßer duftenden Blumen bekränzte.

Mit dem Ende des Unterrichts verlor Eginhard auch die günstige Gelegenheit, seine fürstliche Geliebte ohne Zeugen zu sehen und zu sprechen. Der Nimbus ihres hohen Standes umgab sie nun beständig. Vergönnte ihm auch manchmal das Glück sie auf Augenblicke zu sehen, so waren doch stets hundert Augen und Ohren bereit, Belauscher und Verräther ihres Geheimnisses zu werden. Kaum wagten es ihre Seelen

durch einen flüchtigen Feuerblick ein leises:
 Ich liebe Dich! sich manchmal zuzuwinken.
 Schon vier Wochen, für sie vier Menschen-
 alter, fesselte dieser marternde Zwang die
 Herzen der Liebenden mit Höllequalen.
 Die Getrennten befanden sich jetzt in einem
 ähnlichen Zustande wie jene gefallenen Engel,
 als sie aus dem Wohnsitz des Lichtes in
 das Reich der Finsterniß plötzlich hinab ge-
 schmettert wurden. Freudelos verschlichen
 ihre Tage, ohne Schlummer ihre Nächte,
 rastlose Folterschmerzen einer glühenden —
 unbefriedigten Sehnsucht befielen sie.

Es ist eine alte Erfahrung der Men-
 schenbeobachter, daß das Weib unterneh-
 mender in der Liebe, der Mann aber thätig-
 er in der Freundschaft sey. Dies bewies
 auch Emma. Einst, als Eginnhard,
 nach lästigen Tagsgeschäften, in der Abend-
 dämmerung einsam auf seiner Kammer saß,
 und seine Seele, auf den Flügeln der geschäf-
 tigen Phantasie, den Gegenstand all' seiner
 heißesten Wünsche umschwebte, pochte es

leise an seiner Thüre. Eine Sklavinn brachte ihm eine himmelblaue, mit Silber gestickte Schärpe als ein Geschenk der Prinzessin. Mit Entzücken empfing der Liebende diese Gabe seiner Geliebten. Kaum hatte das Mädchen, reichlich beschenkt, seine Kammer verlassen, so drückte er die Binde an sein Herz, an seinen Mund — feuriger, inniger, als die fromme Nonne die Reliquie ihres Ordensstifters. Glückliches Wesen! du kömmt von ihr. Ihre Hände haben dich berührt, ihre Augen ruhten auf dir, ihrer Seufzer süßer Hauch hat dich geweiht; dieses Kunstwerk ist eine Gabe ihres Herzens, geschaffen, Paradiese zu verschicken! So schwärmte Eginhard, und indem er jedes Fleckchen oft und wieder betrachtete, bemerkte das fein sehende Aug der Liebe, daß die Stickerey schön und künstlich verschlungene Buchstaben in griechischer Sprache enthalte. Er forschte und forschte, und las endlich die Worte: „Hast du Muth? Um die Mitternachtsstunde öffnet sich mein

Schlafgemach. „ Nur Liebende können es fassen und fühlen, was jener Liebende in diesem Augenblicke empfand. Ich werde sie sehen! ja sehen werd' ich sie! — An mein brennendes Herz will ich sie preßen — mit diesen Armen sie umschlingen! — Dies waren jetzt Eginhards Gedanken und Worte. Seiner Sinne nicht mächtig, hätte er in der Freuderrunkenheit die Wände seines Zimmers umarmen — hätte der ganzen Natur seine Wonne zujuchzen mögen.

Indessen verdunkelte sich der goldverbrämte Abend immer mehr und mehr. Die Nacht breitete allgemach über Burg und Stadt ihren schwarzen Teppich aus. Emma brachte die Abendstunden in Gesellschaft ihres Vaters zu. Nach geendigter Abendtafel eilte sie, unter dem Vorwand einer kleinen Unpäßlichkeit, früher als sonst in ihre Wohnung, welche sich in einem Seitengebäude des kaiserlichen Palastes, dem des Vaters gegenüber, befand. Kaum hatte sie ihr Zimmer betreten, als sie sich zuerst

hey der getreuen Sklavinn um die richtige Bestellung ihres Geschenkes erkundigte, und dann all' ihre Dienerinnen zur Ruhe entließ.

Aber für die Liebenden gab es keinen Schlaf — keine Ruhe. Ungeduldig, voll süßer Phantasie und Hofnungen, wünschte Eginhard sich Hände, so bis an den Himmel reichten, um die Gestirne von ihrer Stelle schneller fortrücken, und die Ankunft der Stunde seines Glückes beschleunigen zu können. — Im weißen Nachtgewand von ihren aufgelösten blonden Locken umwaltet, lag Emma unruhig harrend auf ihrem Ruhebetto. Süße Ahnungen bläheten die wallenden Lilienhöhen des von Jugendfülle strotzenden Busens auf. An den immer eiligeren Schlägen ihrer Pulse, an dem immer heftigeren Pochen ihres Herzens zählte sie jegliche Sekunde. Hofnung und Furcht, Freude und Angst durchrieselten jetzt mit heissem, dann mit kaltem Schauer ihre schlanken Glieder. Sie wünschte den

Schlag der glücklichen Stunde — und bebte
zoch vor ihrer Annäherung.

In diesem Zustande, mit diesen Gefüh-
len brachte sie die zehnte — so die eilfte
Stunde zu. Eine düstere Lampe schimmert
vor einem schönen Magdalenenbilde, dem
Meisterstücke eines griechischen Künstlers.
Eine zierliche Abschrift von Davids Ele-
gien, Eginhard's Geschenk, lag auf
dem Nachttische, und darinn die interessan-
testen Stellen mit welken Vergifmeinnicht-
Blümchen bezeichnet. — Endlich tönte si-
langsam die Mitternachtstunde durch die
feyerliche Stille. Mit dem ersten Tone
durchfuhr sie etwas wie ein elektrischer Schlag.
Sie raffte sich geschäftig auf, wankte be-
bend, mit heftig-pochendem Herzen, zur
Thüre, und zog langsam und lauschend den
Riegel zurück. Sie spähte, sie horchte;
ha, leises Geknistern! — Knarret nicht ihr
Angeln! jetzt öffnet sich die Pforte — Er
kömmt — er kömmt der Geliebte!!! Die
Thüre schließet sich wieder, ohne Geräusch

fährt der Kiesel vor — Emma! meine Emma! — Eginhard! mein Erwählter! — Sie stürzen einander in Arme — Engel des Himmels, sprach Eginhard, behaltet eure Paradiese; hier bin ich seliger als ihr! —

Eginhard. (nach einer langen Pause des Entzückens sich endlich erhelend) Emma! Geliebte! ist es wahr — ich habe Dich wirklich wieder? Diese Arme umschlingen — drücken Dich wieder an diesen liebeblühenden Busen? — Des ist mir wie ein Traum! — Aber so süß — so selig ist er dieser Traum, daß ich Jahrhunderte ihn forträumen möchte.

Emma (Sie schmiegt sich fest an ihn, umschlingt mit dem linken Arm seinen Nacken, und streichelt mit der rechten Hand seine bräunlichen Wangen) Ja, mein Trauter! wohl ist es nur ein Traum; flüchtig sein Daseyn; kaum ein einziges schnell vorübergehendes Stündchen seine Dauer —

Eginhard. So laß uns dem Rade der Zeit in die Speichen fallen, und die so schnell enteilenden Sekunden zum Genusse unseres Glückes aufhalten — Emma! (mit einem langen brennenden Kuß auf ihren Mund) Emma! liebst Du mich? — Ich weiß Du liebst mich — aber sag' es mir! Alle Harmonien der Tonkunst liegen in den melodischen Worten: ich liebe dich! wenn sie sanft von Deinen Lippen lispeln, und gleich Balsam mit wohlthätiger Heilkraft in die Seele meiner blutenden Seele träufeln.

Emma. Ob ich Dich liebe? — Liebt diese Erde die Sonne, von der sie Leben und Wärme erhält? — Könnt ich Sprache diesen einsamen Wänden geben, sie würden Dir erzählen von meinen gramvollen Tagen, von meinen traurig durchwachten Nächten, von meinen Seufzern, von meinen Thränen um — Dich! Mein Eginhard! Du mir Alles; Du das Leben meines Lebens — das himmlische Ziel all meiner Hoffnungen und Wünsche! Alle Diademe meines Ba-

ters gáb' ich um den Besitz Deines Herzens; denn der Strahl irdischer Kronen ist zu schwächlich, Thränen der Liebe zu trocknen.

E g i n n h a r d. Aber werden diese Gesinnungen nie von ihrer Kraft verlieren und dauerhaft seyn? Emma! ich zittere vor der Zukunft! Was wird aus unserer Liebe werden? Könige und Fürsten werben um die Hand der schönen Kaiserstochter —

E m m a. (einfallend) Und die Kaiserstochter wird Emma — E g i n n h a r d's Geliebte, bleiben.

E g i n n h a r d. Des armen macht- und würdelosen Stieffohnes jener eigensinnigen Göttin: Glück, genannt!!

E m m a! Hast Du wohl Ursache, aufgebracht gegen Natur und Schicksal zu seyn? Dieses edle, führende, für alles Schöne und Gute empfängliche Herz ist Dein Königs-Schatz, diese erhabne, allumfassende, mit so vielen Kenntnissen bereicherte, Seele Dein Diadem —

Eginhard. O wie wenig gelten diese Schätze in einer Welt, wo das Gesicht des Pöbels zu kurz ist, Schein von Wirklichkeit zu sondern, wo nur des blinden Zufalls Gaben geschätzt — gesuchet werden!

Emma. Du hast mich in der Geschichte unterwiesen. Wie oft kamen wir auf Beyspiele, daß Männer durch Muth und Talente sich aus dem Staube der Niedrigkeit zur höchsten Sternenhöhe des Ruhmes empor schwangen. Große Zwecke bedürfen großer Mittel. Fasse Dich, Geliebter! Bedenke Deine Jugend — Deine Kräfte! Günstling und Vertrauter des mächtigen Karls! Hinan geht Dein Pfad. Dringe nur muthig weiter; dort am Ziele erwartet dich —
Emma!

Eginhard. (fällt ihr um den Hals)

Emma! Vollkommenes Meisterstück des Schöpfers! Sey Du mein Schutzgeist! Alles — alles wag ich um dich.

Emma. (ernst und feyerlich ihre Rechte in die seinige legend) So, mein Eginna

hard! bleibe standhaft, und schiffe entschlossen fort, bis du den Hafen der Verdienste und des Glückes erreichst. Nütze, vermehre die Gunst meines Vaters durch große rühmliche Dienste; er ist eben so erkenntlich als gerecht. Bey dem Bilde des Gekreuzigten, welches du hier siehst, schwör' ich Dir: nie soll diese Hand einem Andern zu Theil werden! Ich betrachte mich als ewig die Deine. Wenn Du einst am erreichten Ziele stehen wirst, dann will ich öffentlich auftreten und der Welt zurufen, Emma belohnet mit ihrer Hand Eginhard, den treuen Diener ihres Vaters, die Stütze und Zierde des Vaterlandes.

Eginhard. Wenn ich aber bey dem rastlosesten Bestreben, bey allem Ringen unterläge? Wenn Zufall, wenn Zeit, wenn Verhängniß —

Emma. (einsachend) Dann bleiben uns noch diese Herzen, dann gab es noch eine bessere Welt zur Heymath für unsere Liebe!

Ewige Treue, Standhaftigkeit in allen Gefahren und Schicksalen schwuren sie sich nun wiederholt vor dem Bilde des Gekreuzigten, und überließen sich dann ganz dem Wonnegenuße an der Quelle des Lebens. — Der Schlag der zweyten Stunde nach Mitternacht erinnerte sie an die traurige Nothwendigkeit der Trennung. Sie bestimmten in Eile die Nacht des Wiedersehens, und schieden endlich unter zahllosen Küßen und Umarmungen. Emma geleitete ihren Geliebten bis an die äußere Pforte. —

Nicht wenig groß war ihr Schreck, als sie bemerkten, daß während der zwey glücklichen Schäferstunden ein neugefallener Schnee das Pflaster des Hofes bedeckte — Was war nun zu thun? Sie zitterten bey dem Gedanken, daß es leicht möglich wäre, durch die Spuren männlicher Fußtritte von Emmas Wohnung in ihrer nächtlichen Zusammenkunft verrathen zu werden. Sie sannnen her und hin — Endlich, nach langem Sinnen kam das liebende Mädchen auf

einen Entschluß, den hernach, Jahrhunderte später, auch die Weiber von Weinsberg vollzogen. Durch die Liebe gestärkt faßte Emma ihren Erwählten auf — den Rücken, trug ihn so, in tausend Aengsten, über den Burghof zu seiner Wohnung — und eilte dann wieder zurück.

Der große Karl, von hohen Planen, von Sorgen für das Wohl der Millionen seiner Unterthanen beunruhiget, hatte eben, wie so oft, eine schlaflose Nacht. Er verließ das Bette und setzte sich ans Fenster, wo der Mond zwischen vorübergleitenden Wolken freundlich auf ihn niederstrahlte. Lange saß er so, versunken in tiefe Gedanken, als er zufällig seine Augen gegen die Wohnung der Tochter wandte. Eben überlegte er, welcher wohl aus den Fürsten Deutschlands am würdigsten seye, diesen Gegenstand seiner zärtlichsten Vaterliebe als Gattin zu besitzen, als er unten im Hofe jene Szene entdeckte, die er beym ersten Anblick für ein Traumgesicht hielt. — Die

Thüre öffnete sich, und er sah — er sah jenen sonderbaren Auftritt; er erkannte an der Lastträgerinn — die Prinzessin!

Er spähte — rieb sich die Augen — spähte wieder, und wußte noch nicht, ob er träume oder wache? Da er aber endlich auch die Zurückkehr seiner Tochter deutlich ausnehmen konnte, da schwanden seine Zweifel, und der heftigste Unmuth bemächtigte sich seiner Seele. Rasch klingelte er seiner Dienerschaft, gab Befehle Wachen vor Emma's und Eginhard's Wohnung aufzustellen, und mit anbrechendem Tage seine getreuesten Rätke zu versammeln. Eine martervolle Unruhe kochte Höllenqualen in seinem Busen; der beleidigte Stolz des größten Regenten auf dem Erdenrunde kämpfte grausam mit dem Vaterherzen. Bald wankte die Schaale der Waage seiner Entschliefungen dort — bald dahin — Unter diesen stürmischen Gefühlen, bey diesem Drange in seinem Innersten erschien endlich der erwartete Tag. Es kam ihm die Nachricht,

daß seine Rätbe versammelt ihn erwarteten, Unschlüssig, schweigend und düster gieng er in den Saal, setzte sich unter den Thronhimmel und nach einer langen feyerlichen Stille begann er die Worte:

Karl. Ihr würdigen Stützen meines Thrones! nicht als Fürst und Richter — als Kläger, als gekränkter Vater erscheine ich heute in eurem Kreise. Ein ehrloser Bösewicht hat meine Gnaden und Wohlthaten mit schändlichem Undanke vergolten, hat den Ruhm meines Hauses bespottet, mein fürstliches Blut verunreiniget — hat meine Tochter geschändet. Ich selbst bin Augenzeuge des Verbrechens — und aus Eurem Munde erwarte ich jetzt das Urtheil. (Die Rätbe erblickten. Karl gab einen Wink, und Eginnhard und Emma wurden hereingeführt)

Emma. (stürzt schluchzend zu den Füßen Karls) Mein Vater! (Sie umschlingt seine Knie)

Karl

Karl. Zurück! Du hast keinen Vater mehr. Hier sind deine Richter; ich klage dich als ehrlose Buhlerin an; vertheidige dich, wenn du kannst.

Eginhard. (fällt auf ein Knie)
Emma ist unschuldig — ich — ich — allein bin der Verbrecher, ich ihr Verführer!

Emma. Nein! — nein, mein Vater! glaubt es nicht. Auf mir allein liegt die ganze Last der Schuld. Nie hätte Eginhard seine Pflicht verlehret, nie es gewagt, sich mir zu nahen, wenn nicht ich ihn gereizet, wenn nicht ich ihn angelocket hätte.

Karl. Beyde seyd ihr schuldig — Beyde sollt ihr den Lohn eurer Frevelthat empfangen!

Eginhard. Bey der Barmherzigkeit des ewigen Richters! Größter, gerechtester der Fürsten! nehmt Euer Urtheil zurück, Begehrt nicht die erste Ungerechtigkeit gegen Euer eigenes Blut. Ich bin strafbar — mich opfert Eurer gerechten Rache! Ueber-

Erster Theil.

M

gebt mich dem Blutgerichte, laßt neue Todesqualen für mich ersinnen — nur schonet, schonet Eures Kindes! Verzeihung und Gnade Eurer schuldblosen geliebten Tochter!

Emma. Bey dem Martertode des Erlösers — höret ihn nicht! Laßt nicht unschuldigcs Blut vergießen, das einst zum Himmel um Rache schreyen — Euch am großen Tage des Weltgerichtes entgegen strömen würde. Ich bin die Verbrecherinn! Liebe machte mich zu seiner Verführerinn. Frey gesteh' ich es! noch lodert diese Flamme in meinem Herzen, und wird nur mit meinem letzten Hauche erlöschen.

Karl. (Er bemüht sich, die heftigen Bewegungen seiner Seele zu verbergen) Ihr Edlent Das Verbrechen ist erwiesen — (mit erzwungener Gelassenheit) Sprechet das Urtheil!

Die Richter. (nach einer Pause einstimmig) Das Henkerschwert für den Verführer! den Nonnenschleyer für die Verführte.

Emma. (im äußersten Affekte) Nein — nein! Eginnhard! ich sterbe mit Dir. (Sie fliegt an seinen Hals und umranket ihn mit aller Kraft ihrer Arme — Alle Richter sind gerührt)

Karl. (Betrachtet eine Weile diese Szene mit scheinbarer Gelassenheit, endlich drängt sich eine unwillkürliche Thräne des Mitleids in sein Vaterauge, und er spricht mit gebrochener Stimme) Ich bin der Beleidigte — Mir, Ihr Edlen! überlaßet nun auch die Vollziehung des Urtheils — (Er geht langsam und feyerlich vom Throne herab, und legt seine Hände auf Emma's und Eginnhard's Haupt) Ich — verzeihe Euch! — (Stumm entzückenvolles Staunen erfüllet die Halle. Nach einer Pause spricht er zu Eginnhard) Da — nimm deine Trägerinn! Ihre Strafe sey, dich dein ganzes Leben hindurch — zu tragen. (zu den Richtern) Was staunt Ihr Männer? Ist es mir nicht leichter, diesen Menschen zu einem Stande zu erheben, daß er

der Hand meiner Tochter würdig sey, als dieser das verlohrene Kleinod der Ehre wieder zu verschaffen? — Dir, Eginhard! gebe ich meine Tochter zur Gattinn, indem ich dich hiemit zum Grafen und zu meinem Kanzler erhebe. —

Heil dem großen — Heil dem edlen Karl! scholl es jetzt von allen Lippen. Die Liebenden stürzten zu seinen Füßen, und Freudenthränen strömten von ihren Augen.

Der Erhabene beschenkte seinen Eidam mit einträglichem Ländereyen, und dieser leistete ihm und dem Vaterlande, in der Folge, die größten und wichtigsten Dienste. Emma war sein Schutzgeist, Emma seine Leiterinn zu allem Guten und Edlen. Eginhards Dankbarkeit erstreckte sich bis über die Schwellen des Todes in die Gefilde kommender später Jahrhunderte; denn durch seine Lebensbeschreibung dieses großen Regenten, welche noch jetzt mit Vergnügen und Bewunderung gelesen wird, errichtete er

demselben ein unzerstörbares Ehrendenkmal. —

Möchten doch alle Fürsten diesem Karl —
möchten doch alle Fürstengünstlinge diesem
Eginhard gleichen!!?

Friedrich der Streitbare.

Ein verdienstvoller Geschichtschreiber des vorigen Jahrhunderts beweiset durch eine Reihe von Beyspielen die Wahrheit der traurigen Bemerkung, daß nicht selten die letzten Sprossen der edelsten Geschlechter entweder durch die Hand eines gewaltsamen Todes fallen, oder doch, nach Verhältnis ihrer Abkunft, in einer minder glücklichen Lage den Verfolgungen widriger Schicksale erliegen! —

Einen Beytrag zu dieser Beobachtung geben Oesterreichs Herzoge, aus dem

Bambergischen Stamme, so wie späterhin die Grafen von Cilli. Mächtig und stark, wie tausendjährige Eichen, prangten diese zween Stämme auf Deutschlands Boden; ihre stolzen Gipfel ragten zur Sonne empor, ihre Wurzel trogten dem Strome der Zeit; und dennoch fielen sie, gefällt — durch Mörderhände.

Vom zehnten bis in das dreyzehente Jahrhundert beherrschten die glücklichen Enkeln jenes unglücklichen Alberts von Bamberg Oesterreichs, und in der Folgezeit auch Steyermarks fruchtbare Gefilde. Bey ihrem Reichthume, bey ihrer Macht suchten viele Fürsten, und sogar Könige ihre Freundschaft. Auf allen Hoffgarn und Turnieren war ihre Erscheinung die glänzendste, ein Pomp, vor dem nicht selten die Strahlen der Kaiserkrone erblasseten, und selbst die Beherrscher Deutschlands säumten nicht, sich der Treue so furchtbarer Vasallen durch Eheverbindungen, und

Ertheilung mannigfaltiger Privilegien zu versichern.

Leopold der Ruhmwürdige, dieses Namens der Siebente, erwarb sich durch Tapferkeit, Klugheit, Muth und weise Mäßigung die Liebe seiner Zeitgenossen, die Achtung und das Zutrauen aller damaligen Fürsten Europas. Er weihete sich ganz dem Wohle seines Vaterlandes. Er war Germaniens Schutzgeist in jener kritischen Epoche, als seine Hochenstauffischen Beherrscher dasselbe gleich einem verwaisten Stiefkinde verließen, und all ihre Zeit, all ihre Kräfte fast einzig, an ihre italienischen Besitzungen verschwendeten. Mancher gerechte gütliche Vergleich ward durch sein Ansehen zu Stande gebracht; manche blutige Fehde durch seine Verwendung vermittelt. Selbst über Deutschlands Gränzen erstreckte sich sein edler Wirkungskreis, und einigemal gelang es ihm, den großen, langen, für uns und Italien in seinen Folgen so traurigen Kampf zwischen Kaiserthum

und Hierarchie zu hemmen, oder doch wenigstens zu mildern. Kaiser Friedrich der Zweyte schätzte ihn eben so sehr, als dessen Gegner, die Nachfolger Petri. Nur erst nach dem Tode dieses erhabenen Patrioten loberte das Feuer der Zwietracht in helle Flammen auf, wodurch Geseze und Ordnung entkräftet, Verwirrung und zahlloser Jammer verbreitet wurden.

Herzog Leopold hatte mit seiner Gemahlinn Theodora, einer griechischen Prinzessin, eine glückliche mit vielen Nachkommen gesegnete Ehe; denn drey hoffnungsvolle Söhne, vier Töchter und eine Enkelinn ließen ihn die fortdauernde Blüthe seines herrlich grünenden Stammes erwarten. Aber die Hand des unerforschlichen Schicksals hatte es anders geordnet. Leopold, sein Erstgeborner, kletterte als neunjähriger Knabe auf einen Baum, haschte nach einem Apfel, fiel — und brach sich das Genick. Auf einer Rückreise vom Hoflager des Kaisers besuchte der Herzog,

in Gesellschaft seines zweytgeborenen Sohnes Heinrich, den bayrischen Hof. Aus einem geheimen unbekanntem Groll trachtete man ihnen dort nach dem Leben. Der Vater entkam zum Glücke, allein der zwanzigjährige Prinz ward ein Opfer des schändlich verletzten Gastrechtes.

So blieb also dem gebeugten Leopold nur einer — der jüngste seiner Söhne — übrig. Dieser war Friedrich, dem die Geschichte den Namen des Streitbaren gibt.

Besorgt für die Erhaltung seines Stammes, hatte er diesen schon als siebzehnjährigen Jüngling an eine Prinzessin von Braunschweig verhehelicht; allein sie starb im zweyten Monate ihrer Verbindung. Sophie, eine griechische Kaiserstochter, ward Friedrichs zweyte Gemahlinn. Der graue Leopold war voll der süßen Hoffnungen, sich bald von fröhlichen Enkeln umhüpft zu sehen, jedoch zwey Jahre hindurch wurden seine Erwartungen getäuscht,

und das Band dieser unfruchtbaren Ehe ward endlich mit Bewilligung des Papstes getrennet. Agnes von Meranien hatte man zu Sophiens Nachfolgerin erkohren. Bald nach dieser dritten Verbindung seines Sohnes entschlummerte Leopold im Jahre 1230, bedauert von ganz Deutschland, trostlos beweint von seinen Unterthanen.

Der neunzehnjährige Friedrich trat also jetzt, als einziger männlicher Erbe, die Regierung Oesterreichs und Steyermarks an. Die merkwürdige, thatenreiche Geschichte derselben soll nun der Gegenstand dieser Erzählung seyn.

Schon im Knabenalter zeigte sich in der Seele dieses Fürsten die glänzendste Morgenröthe künftiger Größe. Muth, Entschlossenheit, Scharfsinn und Geistesgegenwart waren die glänzenden Eigenschaften, und eine rastlose Thätigkeit der Schmuck, in welchem er zum Jüngling heran reifte. Nach dem Geiste jener Zeiten war Kriegskunst und Tapferkeit der einzige Maasstab

des Verdienstes, der einzige Pfad zum Tempel der Ehre und des Ruhmes. Friedrichs hellflammenbe Phantasie wählte sich also auch ein Helbenideal, und strebte, mit verdoppelter Anstrengung seiner Kräfte, dasselbe zu erreichen. Als noch seine beyden älteren Brüder am Leben waren, hatten politische Familienplane ihn als den Jüngsten zu geistlichen Würden bestimmt. Die frommlende Mutter dachte sich schon im Geiste die Herzenswonne, ihren Erzeugten einft, mit Inful und Stab geschmücket, am Altare prangen zu sehen. Aber der achtjährige Knabe trat trotzig vor seinen Vater hin und sprach. „Ich bin nicht zum beihen und segnen geboren. Gebt Eure Infuln und Stäbe meinen schläfrigen Brüdern; ich wähle mir Helm und Lanze.“ Leopold, ahndend den künftigen Helben, umarmte seinen Sohn mit einer Freudenthräne, indem er ihm segnend erwiederte: Folge der Stimme deines Herzens, Triß! und wer

de das, wozu dein Beruf dich leitet. Nur bleibe stets ein Biedermann, würdig deines Vaters, deiner ruhmvollen Ahnen. So wahr ich ein Bamberger bin, das werd' ich gewiß! rief der fröhliche Junge, und hüpfte davon.

Mit verdoppeltem Fleiße widmete er sich nun den Waffenübungen. Schon im zehnten Jahre trafen die Pfeile seiner Armbrust jede Schwalbe im schnellsten Fluge; er wußte den unbändigsten Gaul zu bezwingen, und auch das kleinste Ziel verfehlte seine Lanze nie. Der Rüstsaal seines Vaters war Friedrichs angenehmster Aufenthalt. Dort übte er seine Kräfte an den längen schweren Schlachtschwertern seiner Ahnherrn. Er kannte jede Rüstung, und wußte aus dem Munde abgelebter Krieger alle Thaten, so in diesen eisernen Gewändern von seinen Vätern verübet wurden. Wohl manche Stunde verweilte er bey den Waffen Leopolds des Ersten, und träumte sich hin in die große tobende

Mannschlacht, wo Heinrich der Vogler den Ungarn den Tribut mit ihrem Blute bezahlte, und jener Held sich zum Siegerlohne die Marggraffschaft Oesterreich erkämpfte.

Obschon; der junge Friedrich kein Freund von Büchern war, und vorzüglich vor jenem zu seiner Zeit so allbeliebten dialektischen Spinnengewebe einen unüberwindlichen Eckel fühlte; so bereicherte sich doch sein schnellfassendes Genie, gleichsam im Raube, mit manchen nützlichen Kenntnissen; vorzüglich aber war Dichtkunst und Geschichte seine Lieblingsunterhaltung. Leonidas und Phocion, Hannibal und die Scipionen, vor allen aber der deutsche Hermann waren seine Günstlinge, mit denen er in seiner lebhaften jugendlichen Einbildungskraft die blutigsten Siege erkämpfte, die fürchterlichsten Alpen überstieg, oder den schönen Tod fürs Vaterland, mit errungenen Lorbern, starb.

Diese Lektüre, seine Erziehung, sein immerwährender Umgang mit Rittern und Minnesängern, und dann auch jener durch Turniere, Feuden und Zweykämpfe erzeugte Geist der Ritterschaft, entflamnte seine nach Thaten dürstende Seele noch mehr. Er brannte vor Begierde, das Jünglingsalter zu erreichen, um als Ritter sich den Dank auf Turnieren, Lorbern in Schlachten erkämpfen zu können, und ein zweyter Hermann oder Rollo zu werden.

Zweyhundert Edelknechte aus den ansehnlichsten Geschlechtern Oesterreichs und Steyermarks dienten an dem Hofe seines prachtliebenden Vaters. Diese muthvollen Jünglinge, von gleichen Ideen, Wünschen und Hofnungen beseelt, waren Friedrichs Jugendgefährten. Schon als Knabe spielte er unter ihnen die Rolle eines Heerführers, welche er nicht bloß durch den Rang seiner Geburt, sondern durch seine Geistes-Ueberlegenheit, durch seine überwiegende Geschicklichkeit in allen ritterlichen

Uebungen behauptete. Um ihre Körper zur künftigen kriegerischen Bestimmung abzuhärten, trohten sie jeder Jahreszeit, und allen Launen der Witterung. Sie brachten Tage und Wochen auf der Jagd in Wäldern zu, übersprangen Abgründe, kletterten die steilsten Felsengipfel hinan, oder durchschwammen die reißendsten Ströme. Ohnmächtige Thiere zu jagen, verachteten sie, aber einen in der Luft segelnden Adler mit ihren Pfeilen durchbohret zur Erde zu stürzen, grimmige Bären zu erlegen, oder einem mit Blitzesschnelle heranpsnurrenden Eber den Fang zu geben, das war Triumph — das war ein weibliches Fest für sie! — Einst, als sie auf einer Wolfsjagd die dichtesten Gebüsch durchstrichen, hörte Friedrich zur Seite einen kläglichen Laut. Er eilte hin und sah einen ungeheuren Luchs, der sich von einem Eichenaste herab auf einen seiner Gefährten gestürzt und ihn zu Boden gedrückt hatte. Augenblicklich zückte er seinen Dolch, faßte das Ungeheuer, und stieß ihm den Stahl

bis

bis an das Hest in die Kehle. Es war Bernhard von Preußl, sein Busenfreund, den er jetzt rettete. Dankbar fiel dieser edle Jüngling an den Hals seines Retters, und schwur ihm Vergeltung — ewige Treue, welchen Eid er auch in der Folge mit ausdauernder Anhänglichkeit erfüllte.

Bey dieser Bildung, unter solchen Beschäftigungen, reiste Friedrich aus dem Knabenalter zum Jüngling, und mit ihm wuchsen jene jugendlichen Diener seines Vaters heran. Hier knüpfte Gleichheit der Gefinnungen und Gefühle jene süße, anschiegende Offenheit einer arglosen Jugend, zwischen ihnen und ihrem künftigen Gebieter das Band der zärtlichsten Freundschaft, welches nachher allen Stürmen trogte, und nur durch die Macht des Todes gelöst ward. Ohne dieses hätte Friedrich, ungeachtet seines hohen Geistes, es wohl nimmer vermocht, so viele mächtige Feinde, so viele widrige Schicksale zu bekämpfen; es würde ihm nicht gelungen seyn, mit so geringen

Erster Theil. N

Kräften, bey so zahllosen Hindernissen, so viele glänzende Thaten auszuüben.

Es war ein trauriges Loos dieses Fürsten, daß er nicht nur seine ganze, nur allzu frühe vollendete, Regierung hindurch mit den mächtigsten Gegnern zu kämpfen hatte, sondern auch öfters seine eigenen widerspenstigen Unterthanen mit den Waffen zur Pflicht des Gehorsams zurückführen mußte. Die kriegerische Stimmung jener rohen Zeiten, ein durch fruchtbare Jahre, und von einer langen von außenher genießenden Ruhe erzeugter Wohlstand, die zu große Sanftmuth und Nachgiebigkeit Leopolds, so wie dessen oftmalige nur allzulange Abwesenheit von seinen Ländern, erregte Troß und Uebermuth in den Gemüthern der Mächtigsten seiner Dynasten. Ungescheut zerbrachen sie die damals ohnehin schwachen Schranken der Geseze, verletzten den Landfrieden, schmiedeten Bündnisse untereinander, befehdeten und beraubten die Schwächeren, und vernichteten alle bürgerliche Sicherheit. Auf

ihren in die Wolken emporragenden Felsenburgen, im Kreise ihrer waffenkundigen Krieger hielten sie sich selbst für unabhängige Fürsten, erkannten kein anders Gesetz, als ihren Willen, und verachteten, in stolzer Zuversicht auf ihre Macht, die Befehle und Ermahnungen der herzoglichen Beamten. Wenn sie sich diese verwegenen Schritte unter dem milden Stabe Leopolds erlaubten, um wie viel höher mußte ihre Kühnheit steigen, als dessen entschlossener Sohn, nach neunzehn kaum erlebten Frühlingen, die Zügel des Staats in seine jugendlichen Hände nahm! — Kaum erscholl in Oesterreich die traurige Nachricht von dem zu St. Germain erfolgten Tode des Herzogs, so erfrechten sich Hadmar und Heinrich, die Brüder von Kuenring, mit einigen ihrer Verbundenen, das fürstliche Schloß Mödling in der Nacht zu überfallen, und die herzoglichen Schätze zu rauben. Wie ein Blitzstrahl fuhr die Nachricht dieses Frevels in Friedrichs muthige Seele, und ent-

stammte sie zur Rache. Alsogleich erneuerte er den Landfrieden, mit Bedrohung der schwersten Strafen gegen die Übertreter desselben, und sandte an die Kuenringer den nachdrücklichsten Befehl, die geraubten Schätze an der Stelle zurückzugeben. Spottend erwiederten ihm diese, der unbärtige Knabe möge selber kommen, sie zu holen, wenn es ihn darnach gelüste. „Ja, ich komme gewiß, rief der ergrimmete Friedrich, und mit ihrem Blute wird sich der Knabe zum Manne weihen. „Sobald er seinem verblichenen Vater den letzten Dienst erwiesen, und dessen Gebeine zur Grabesstätte geleitet hatte, foderte er alle seine Vasallen nach Wien, ihm die Lehenshuldigung zu leisten, und den Eid der Treue zu schwören. Mit ungewöhnlicher Pracht ward diese Feyerlichkeit begangen. In der Kirche des Schottenklosters ward ihm vom Bischofe zu Passau das Ritterschwert umgegürtet, sein Haupt mit dem Herzogshute geziert. Eine zahllose Menge des Adels und Volkes war

dabey zugegen; unter diesen prangten zweyhundert Ritter, seine Jugendgefährten, in Scharlach und Hermelin gekleidet, mit weiß und rothen Schärpen, dem Sinnbilde des östereichischen Wappens. Alles bewunderte den schönen Fürstenjüngling, dessen Anstand, dessen Heldenstirne und Feuerblick alle Herzen erschütterte. Die Schönen Wiens wurden nicht müde, ihn bis zu den Sternen zu erheben. Höher hob sich manches Busentuch, schneller pochte manches Mädchenherz in seiner Gegenwart; jede Dirne beurtheilte die körperliche Bildung ihres Geliebten nach seinem schönen Ebenbilde, und manche junge Gattinn umarmte im Traume ihren Gatten, lispelnd die Worte: mein Friedrich! —

Sogleich, nach geendigtem Feste, verlangte der Herzog von seinen Vasallen die Heeresfolge gegen die Empörer und Räuber seines väterlichen Schazes. Zahlreich erschienen sie. In der Gegend von Penzing hielt er die Musterung seines Heeres, wo er jenen zweyhundert den feyerlichen Rit-

terschlag ertheilte. In schnellen Märschen eilte er nun seinen Feinden entgegen. Die trotzigcn K u e n r i n g e r stellten sich ihm mit ihrem zahlreichen Anhangc entgegen, und der Erfolg war eine heiße Schlacht. F r i e d r i c h gab in dieser ersten Epoche seines kriegerischen Lebens die rühmlichsten Proben seines männlichen Muthes und seiner großen Feldherrntalente. Nach einem drey Stunden langen heftigen Kampfe durchbrach er an der Spitze seiner Reiter die feindlichen Glieder; die Empörer wurden geschlagen; sie entflohen auf ihre Felsenburgen. Auch dahin verfolgte sie der rächende Sieger. Ihre Mauern wurden mit blankem Schwerte erstiegen, und kaum gelang es ihnen mit einem Theile ihres Raubes über Böhmens Gränze zu entkommen. W e i t h a r d von Z e b i n g, einer der Rebellen, ward gefangen; er mußte seine Kühnheit, zum abschreckenden Beyspiele für seine Gefährten, mit dem Leben entgelten.

Friedrich sandte einen Ritter an den König von Böhmen, und verlangte die Auslieferung der Verbrecher. Allein Wenzel, ein unfreundlicher Nachbar, versagte ihm diese billige Forderung, und war unedel genug, sie öffentlich in seinen Schutz zu nehmen. Er erlaubte den Rueningern in seinen Ländern neue Truppen zu werben, und rückte selbst mit einem großen Heere an Oesterreichs Gränze. Von zwey Seiten erfolgte der Einfall in dieses Land. Feuer und Schwert bezeichneten die grausamen Spuren der anrückenden Feinde. Friedrichs Heldengeist verlor seine Fassung nicht. Dem edlen Statthalter Steyermarks, Ulrich von Walsee, welcher ihm mit den Tapfersten seiner Ritter zu Hülfe eilte, übergab er die Feldherrnstelle gegen die abtrünnigen Flüchtlinge, indeß er sich selbst mit seinen wackern Oesterreichern dem Böhmenkönig entgegenstellte. Der Herzog hatte den Grundsatz, daß es besser sey, anzugreifen, als angegriffen zu werden; er

zauderte daher nicht lange, es auf die Ent-
 scheidung einer Schlacht ankommen zu lassen.
 Er wählte aus seinen Kriegern eine Schaar
 von vierhundert der geübtesten Reiter aus,
 worunter sich auch jene zweyhundert Ritter
 befanden, und theilte sie in zwey Haufen ab,
 denen er die Brüder Bernhard und Hein-
 rich von Preußl zu Anführern gab.
 Diesen befahl er, sich durch Umwege zur
 rechten und linken Seite des Feindes in den
 Hinterhalt zu legen, und dann im Getüm-
 mel der Schlacht die Gelegenheit zu benützen,
 demselben in die beyden Flanken zu fallen.
 Sein Befehl wurde vollzogen. Sobald Fried-
 rich vermuthete, daß die beiden Brüder an
 ihren Bestimmungsorten würden angekommen
 seyn, rückte er mit seinen Kriegern den
 Böhmen vor die Stirne. Diese verspöt-
 teten den tollkühnen Herzog (wie sie ihn
 nannten) und verachteten die geringe Anzahl
 seiner Streiter. Ohne Ordnung, mit will-
 dem Getöse, stürzten sie auf ihn los und
 glaubten ihn in wenigen Minuten zu ver-

schlingen. Friedrich widerstand ihnen eine Weile, und wich endlich langsam zurück. Mit gellendem Freubengeschrey strömten ihm in bunter Verwirrung die Feinde nach, und ihres Sieges gewiß, dachten sie nur auf die Vertilgung oder Gefangennehmung aller Oesterreicher. Aber, siehe! plötzlich wurden sie von beiden Seiten auf das heftigste in ihren Flanken angefallen, wodurch die gräßlichste Verwirrung entstand. Friedrich bemerkte sie sogleich. „Halt!“ rief er den Seinigen zu, „jetzt ist es Zeit! Jetzt, Oesterreicher! zeigt euren Muth!“ Mit diesen Worten wandt' er spornend seinen Gaul und sprengte mit verhängtem Zügel in die böhmischen Schaaren. Mit gleicher Schnelligkeit folgten ihm die Seinigen nach, und nun begann der heftigste blutigste Kampf. Vergebens suchte Wenzel seine Truppen von neuem zu ordnen; das Schlachtfeld wurde mit ihren Leichen wie mit Hügeln gehäuft; — sie flohen mit blutendem Rücken und rissen ihn unwillkürlich mit sich fort.

Bis zur anbrechenden Nacht wurden die Fliehenden verfolgt, und deren viele erschlagen. Zweytausend Böhmen lagen auf der Wallstatt; mehr denn Tausend wurden gefangen. Friedrichs Schwert und Rüstung träufelten von feindlichem Blute. Er blieb drey Tage und Nächte auf dem Kampfplatze, belohnte das Verdienst, und feyerte dort das Fest dieses ruhmvollen Sieges.

Nicht minder glücklich war Walsee gegen die Kuenringer. Die Nachricht von der Niederlage ihrer Beschützer hatte den Muth ihres Heeres geschwächt. Walsee benützte diese Stimmung, griff sie an, und sie wurden geschlagen. Zwar nicht so blutig war dieser Sieg, aber wichtig in seinen Folgen. Die ihrer Hofnungen beraubten Empörer baten um Gnade und — erhielten sie. Der großmüthige Herzog war zu edel, um lange in seinem Herzen gerechte Rache zu nähren. Sie schwuren ihm den Eid der Treue und er verzieh ihnen großmüthig.

Mit seinem vereinten Heere zog jetzt der Sieger in Böhmen ein. Die Stadt Betschau wurde mit Sturm erobert. Eben wollte er seine Siegesbahn weiter verfolgen, als Benzel um Frieden bat. Friedrich, welcher nach keinen Eroberungen durstete, wollte die Vortheile seines Sieges nicht benützen. Er bot willig die Hand zur Versöhnung dar. So eben hatte er die Friedensurkunde unterzeichnet, als ihm die unerwartete Nachricht kam, daß die Ungarn mit einem mächtigen Heere in Oesterreich eingefallen seyen. So wie die Böhmen, nahmen auch diese die Verstoßung von Friedrichs zweyter Gemahlinn, Sophie, zum Vorwande ihres Krieges; denn sie war eine Verwandte der böhmischen so wie der hungarischen Königin. „So wollen denn auch die langhosiigen Schnurbärte die Wucht unserer deutschen Schwerter versuchen?“ rief der muthige Herzog bey dieser Nachricht. „Auf, ihr tapfern Oesterreicher und Steyermärker! Mit einem

König sind wir fertig; jetzt wollen wir's auch mit dem zweyten versuchen!" Durch die mit ihm nun ausgesöhnten Kuenringer und deren Anhang verstärkt, eilte er mit seinem Heere in unglaublicher Schnelligkeit nach Hainburg. In einer mondlosen düstern Nacht kam er dort an. Die Feinde hielten sich um so sicherer, da sie, unbekannt mit dem erstgeschlossenen Frieden, den Herzog an Böhmens Gränze vermutheten. Von Rauben und Plündern ermüdet, vergaßen sie alle Regeln der Vorsicht, durchzechten die Nacht bey lärmenden Gesängen, und lagen in tiefem Schlafe versunken, als sie Friedrich mit erwachender Morgenröthe unsanft aus ihrem Schlummer weckte. Wie ein Wettersturm brach er unter die Sorglosen ein. Heulend wie die Windsbraut flohen sie über ihre Gränzen; groß und schrecklich war die Niederlage, welche der junge Held mit einem so geringen Verlust der Seinen unter ihnen bewirkte.

Auch nach Steyermark hatte König Andre eine ungarische Horde abgesandt, welche so eben Pettau belagerte. Ulrich von Walsee eilte mit seinen Rittern dahin, und trieb diese ungeladenen Gäste auch von dort mit blutenden Schädeln in ihre Heimath zurück.

Abgeschreckt durch diese unglücklichen Folgen seiner Unternehmungen, so wie durch die Nachricht vom böhmischen Frieden nachgiebiger geworden, entstanden auch in dem Busen des ungarischen Königs friedliche Gesinnungen. Er bot dem Herzog Sühne und Freundschaft an, die dieser mit fröhlichem Herzen bewilligte. Der Friede wurde geschlossen, und auf das prächtigste von beyden Fürsten gefeyert.

Nun hoffte Friedrich einige Tage der Ruhe zu genießen. Als Sieger über zwey Könige kehrte er triumphirend nach Wien in seine Burg zurück. In den Armen seiner Agnes erwartete er häusliche Freuden, und das Glück einer zufriedenen

Ehe; aber das feindselige Schicksal hatte ihm Gatten - und Vaterfreuden auf ewig versaget. Es schien das schöne Geschlecht, welches doch sonst zur Wonne der Männer geschaffen scheint, zu endlosen Qualen, ja sogar zur Veranlassung seines frühen Todes diesem Prinzen bestimmt zu haben. Die zwar schöne, aber nicht reizende Agnes, besaß nicht jene Grazie, jenes unnennbare Etwas, welches so viele Zauberkraft über Männerherzen hat. Ihr stumpfer Geist konnte Friedrichs emporstrebende Seele nimmer erreichen. Es gab keinen Einklang — keine Harmonie ihrer Gefühle. Dazu gesellte sich noch ein steifer zurückschreckender Hofton, und ein wortekarger menschenfliehender Hochmuth, indeß der Herzog, ihr Gemahl, jenes Wohlwollen gegen all seine Unterthanen, jene Leutseligkeit, Herablassung und Simplizität in so hohem Grade besaß, welche die sichersten Kennzeichen eines wahrhaft großen Mannes sind. Das Traurigste für Friedrich war, daß auch diese

Ehe durch keine Nachkommenschaft gesegnet ward, er also stäts von dem schwermüthigen Gedanken gefoltert wurde, der letzte seines Stammes zu seyn. „Was wird aus meinen geliebten Oesterreichern — was aus meinen getreuen Steyermärkern werden, wenn ich kinderlos sterbe? Meine habfüchtigen Nachbarn werden wie hungrige Wölfe über sie herfallen, und diese fruchtbaren Gefilde verheeren. In meinem Grabe wird der Name Babenberg verhallen. — Ich bin der Letzte!“ So klagte er oft seinen Vertrauten, und manche finstere Stunde verdrängte in seinem Busen das Vergnügen über seinen erkämpften Ruhm, seine schwer errungenen Lorber. —

War es bey diesen Verhältnissen ihm wohl zu verargen, wenn sein feurtiger Geist endlich auf Zerstreuung dachte, wenn er diese außer seinem Palaste suchte, da er sie in demselben nimmer zu finden hoffen konnte? Diese, so wie seine zweyte wieder gelöste Verbindung, war kein Werk der eigenen

Wahl seines Herzens, sondern eigennütziges Familienspekulation seines Vaters; denn Sophie war die Tochter eines Kaisers, und die Verwandte zweyer Königinnen, der Vater der Agnes aber hatte keine männlichen Erben.

Wenn auch Friedrich manchmal der Jupiter einer schönen Wiener-Dame ward, so sank er doch nie zum Wollüstling herab. Unermüdet war seine Thätigkeit. Er verbesserte die Justizpflege, schaffte die Blutschweren oder sogenannten Gottesgerichte ab, wachte auf die Erhaltung des Landfriedens, und suchte nach allen Kräften den Wohlstand seiner Unterthanen zu befördern. Allein nicht lange konnte er diesen wohlthätigen Geschäften sich widmen.

Friedrichs Schwester Margaretha, war die Gemahlinn Heinrichs, des schon zum römischen König erwählten kaiserlichen Prinzen. In deren Namen also glaubte der zu seinen lombardischen Kriegen immer geldbedürftige Kaiser Friedrich der Zweye

Zweite von dem Herzog ein Erb- und Heurathsgut zu fordern sich berechtiget. Durch den Abten von St. Gallen ließ er diesen zur Lebensbelehnung vorfordern, und ihm die Bezahlung jener Summen gebieten. Friedrich entschuldigte sich ob des Letzteren durch die Erschöpfung seiner Kassen, welche die erst geendigten kostspieligen Kriege verursacht hatten, war aber bereit als treuer Vasall, dem Kaiser seinen Gehorsam zu bezeigen, und von seiner Hand die Lehen zu empfangen. In Gesellschaft seiner zweyhundert Getreuen, welche ihn nie verließen, und stäts in gleichen schwarzen Rüstungen, mit weiß und rothen Helmbüschchen und eben solchen Felbbinden sich zeigten, trat er seine Reise nach Aglar an, wo sich damals der Kaiser befand. Prachtvoll war dort sein Einzug. Auf einem stolzen sich bäumenden Harmelin saß er wie angegoßen; sein silberner hellpolirter Kürass schimmerte im Strahle der Sonne, und alle anwesenden Fürsten, vorzüglich aber die Damen des Erster Theil.

Hofes, konnten sich nicht sättigen an dem Anblicke des schmucken jungen Herzogs, und seiner eben so schönen Gefährten. Auf das gnädigste empfing ihn der Kaiser, und schon am zweyten Tage nach seiner Ankunft erhielt er die feyerliche Belehnung über Oesterreich und Steyermark.

Mit allen erfindlichen Schmeicheleyen überhäufte man ihn dort. Er war ein beständiger Gast an der kaiserlichen Tafel, und auch seine Ritter wurden auf das fürstlichste verpfleget. Doch war es nicht aufrichtige Achtung und Freundschaft, welche ihm diese Aufnahme verschaffte. Die Schlange ist um so gefährlicher, je mehr sie sich windet und krümmet. Kaiser Friedrich wollte an ihm einen tapfern Gehülfen gegen Rom und die Lombarden erheucheln, und dessen Höflinge dachten — an seinen Untergang. Wenn an manchem Fürstenhose die hundertköpfige Hydra, Kabale, ihren Wohnsitz hat, um jedem Viedermanne ihr tödtendes Gift entgegen zu spritzen, wie un-

gleich stärker mußte ihre Macht an einem Hofe seyn, der sich fast immer auf italienischen Gefilden befand, an dem es eine Menge römische und lombardische Kundschafter, so viele betrügerische Astrologen, so viele verschmitzte Italiener gab? Die niederträchtigen Schranzen kalkulirten mit aller Schlaueheit, daß Herzog Friedrich zwey der fruchtbarsten und schönsten Provinzen Deutschlands besitze, daß er ohne männliche Verwandte, daß er kinderlos sey. Wie viel ließ sich da, dachten sie, von einer günstigen Laune des Kaisers hoffen, wenn diese blühenden Länder, als erledigt, in seine Hände zurück fielen? So rechneten die schlauen Höflinge, und handelten. Da die sogenannten Sukzessionspülferchen, welche in der Folge so sehr in die Mode kamen, schon damals nicht unbekannt waren, so beschloßen sie, auch den Herzog mit einem solchen zu bewirthen, und zwar durch die Hand — einer italienischen Hebe.

Angelika de la Torre war die Schönste unter allen Hoffräulein der Kaiserin, und in geheim die eifrigste Guelbinn, die zärtlichste Tochter des heiligen Vaters. Dies Mädchen schien von der Natur selbst für die Liebe geschaffen zu seyn. Ihre hohe römische Stirne, ihre großen geistflammennden Kastanienaugen, das sanfte Incarnat ihrer Wangen, gleich dem Schimmer der Morgenröthe auf den Blättern der Lilie, der volle blendend weiße Nacken und Busen, strogend von Gesundheit und Jugendfülle, und reizend umwaltet von dem Rabengefeder ihrer Locken, hatten eine so magische Kraft, daß es nur von ihr abhing, die Kleopatra des dreizehnten Jahrhunderts zu seyn.

Nicht lange legte sie ihre gefährlichen Netze aus, so war der feurige Fürstenjüngling — gefangen! Nach ziemlich langem erkünsteltem Weigern, nach scheinbarem Kampfe mit Sittsamkeit und Wohlstand, und all seinen mannigfaltigen Spielen, womit

die Liebe ihren Nektar zu versüßen pflegt, ward endlich dem Zubringlichen eine Schäferstunde bewilliget. Voll überseliger Schwärmeren, glücklich wie ein Gott, eilte Friedrich um die eilfte Stunde der Nacht zu der genau beschriebenen Pforte, wo ihn eine gefällige Zofe, über eine Wendelstiege hinauf, durch lange finstere Gänge, in ein von alabasternen Lampen optisch erleuchtetes Zimmer führte, und sich dann schnell entfernte. Eine Sekunde harrte der Ungebuldige, so öffnete sich eine Seitenthüre, und Angelika erschien in einem Nachtgewande, welches die Grazien für die Göttinn der Liebe aus Luft schienen gewebet zu haben.

Mehr denn zwey Stunden entflohen ihnen gleich zwey Minuten, als die Zofe herein trat, um den entkräfteten Gast mit einem Labetrant zu erquicken. Zierlich, mit den schönsten Antiken geschmückt, war der goldne Becher, den das Mädchen dem Herzog vorsetzte. Dieser bemerkte, daß plötzlich innere Unruhe sich Angelikas be-

mächtigte. Ihrer Wangen Blut verlosch, laut hörte er das Pochen ihres Herzens. Noch waren seine Sinne zu trunken, um die wahre Ursache hievon zu ahnden; er hielt diese Bewegungen für eine Folge heftiger Empfindungen ihrer Gegenliebe. Arglos nahm er den Becher, und wollte ihn so eben an den Mund setzen, als sie, mit konvulsivischen Geberden, ihm denselben zitternd mit den Worten aus den Händen riß: „Trinke nicht! Du bist des Todes!“ Voll Verwunderung starrte Friedrich sie an, aber die Liebende sank weinend an seinen Hals, und entdeckte ihm alles.

Schauernd hörte er die Erzählung dieses Schurkenplanes. Alle Paradiese — alle Zauberbilder der Liebe, flohen auf einmal aus seiner von ihrer Trunkenheit erwachenden Seele. Ihm war wie einem Negerknecht, dem ein wohlthätiger Traum Freiheit, Vaterland, Gattin und Kinder wiebergab, und der nun plötzlich, durch einen gewaltsamen Peitschenhieb des Aufsehers, in

seinen klirrenden Ketten aufgeschreckt wird. Die Reize der schönen Angelika, welche ihn erst so himmlisch entzücket hatten, verlohren auf einmal all ihre Zauberkräfte; er sah nichts mehr an ihr als das niedrige Werkzeug der verworfensten Meuberbande. Raub vermochte er's über sich, seine Gefühle zu verbergen, und ihre Liebkosungen mit einiger erkünstelten Wärme zu erwiedern. Bald fand er einen Vorwand, sich aus den Armen der liebedürstenden Italienerinn loszuwinden. Sie gab ihm eine kleine Blendlasterne, er drückte den Hut tief in die Stirne, hüllte sich in seinen Mantel, und nahm sein entblößtes Schwert unter den linken Arm. Mit festem Schritte wandelte er durch die Höfen, schauerlich = düstern Gänge. Plötzlich kam es ihm vor, als rauschte etwas zur Seite schnell auf ihn zu; eh' er sich umsehen konnte, fühlte er schon einen gewalt samen Stoß an seiner linken Brust. Es war ein Dolchstich, welcher durch einen glücklichen Zufall gerade auf das Stichblatt seines

Schwertes traf, so daß der Mordstahl klirrend zerbrach. Friedrich erblickte nun eine schwarz- verummante Gestalt, die sich hastig entfernen wollte; aber er eilte ihr nach, und versetzte ihr einen Hieb über den Schädel, daß sie zu Boden stürzte. Diese schaudervolle Szene war das Werk weniger Augenblicke. Kaum hatte er den Streich geführt, so sah er sich von ähnlichen Gespenstern umgeben, welche mit blinkenden Dolchen auf ihn losstürmten. Mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart faßte er sich schnell, drang auf die beyden, so ihm im Wege standen, los, und verschaffte sich mit einem mächtigen Kreuzhieb eine Oeffnung. Glücklich entkam er. Zwar hörte er ein Paar Dolche vor seinen Ohren vorüberzischen, aber sie trafen ihn nicht.

Die Mordgesellen hatten in jenen finsternen Gängen die Nachricht der Jose von der Wirkung des Giftes erwartet, um sodann den Körper des Entseelten sogleich an irgend einem abgelegenen Winkel zu verscharren.

Groß war daher ihr Erstaunen, als sie den Herzog unverfehrt daherwandeln sahen. Unverzüglich beschloßen sie, statt dem Gifte, ihre Dolche zu benützen; aber auch dieses Bubenstück ward durch die Hand der Vorsicht und Friedrichs Muth vereitelt. Am folgenden Morgen wurde in Gegenwart des Herzogs dem Kaiser berichtet, es sey die vergangene Nacht sein Marschall an einem Schlagflusse gestorben, und zwey seiner Kämmerlinge wären schwer erkranket. Friedrich lächelte und — schwieg.

Der Aufenthalt am kaiserlichen Hofe hatte nun für ihn keine Reize mehr. Er war's wohl gewohnt, seinem Feinde mit blanker Klinge unter die Stirne zu treten; er hoffte und erwartete es, einst im Gefilde der Ehre als muthiger Krieger zu sterben; aber gegen einen so ruhmlosen Tod, aus Weiberhänden oder feigen Banditenklauen, empörte sich sein Innerstes. Noch mehr vergrößerte sich sein Abscheu vor diesem Aufenthalte, als ihm sein ebenfalls anwesens-

der Schwager Heinrich, der römische König, eine abschreckende Schilderung des väterlichen Hofes entwarf. Friedrich's theilnehmendes Herz wurde auf das innigste gerührt. Sie schwuren sich ewige Freundschaft zu, und er versprach seinem Schwager, den Brautshag Margarethens nicht in des Kaisers, sondern in seine und der Schwesster Hände abzuliefern.

Das zwischen diesen beyden Prinzen neugeknüpfte Freundschaftsband konnte dem Scharfsinn der schlaunen Höflinge nicht entgehen; sie versäumten daher keine Gelegenheit, dem argwöhnischen, gegen seinen eignen Sohn bösgesinnten Regenten hieraus die üblesten Folgen zu verkünden. Das Mißtrauen vermehrte sich, als der Herzog seine Abreise bestimmte, und durch keine Vorstellung zu bewegen war, einen Zug gegen die Lombarden mit zu machen. Es erreichte endlich den höchsten Grad, als bey dem Abschiedsbefuche auch die Herausgabe von Margarethens Heurathgut in Er-

währung kam, und Friedrich dem Kaiser erklärte, dasselbe nicht ihm, sondern seinem Schwager, Heinrich, schuldig zu seyn. So warm der Empfang bey seiner Ankunft schien, eben so frostig war der Abschied bey seiner Entfernung. Noch ein paarmal wurden Versuche auf des Herzogs Leben gemacht, aber vergebens; er war jetzt zu vorsichtig, um neuerdings in ihre schlaun Netze zu fallen.

Leichter, weiter ward es ihm im Busen, als er mit seinen Getreuen, wovon, leider! zwey edle Jünglinge, durch Huhldirnen vergiftet, ihm entrißen wurden, dem kaiserlichen Hoflager den Rücken wandte. Eine halbe Tagreise davon stießen sie in einem Walde, auf einen beyläufig fünfhundert Mann starken Haufen bewaffneter Reifige, welche ihnen den Weg verleget hatten; allein die muthigen D e s t e r r e i c h e r schloßen ihre Glieder und bahnten sich mit ihren Schwertern einen Weg über die Leichen ihrer Gegner.

So kam endlich Friedrich mit frohem Herzen glücklich nach Wien zurück. Dort traf er Heinrich, den Markgrafen von Meissen, welcher um die Hand seiner Schwester Konstanzia warb. Der liebenswürdige Fürst erhielt bald die Zuneigung dieser Prinzessin, und der Herzog veranstaltete für seine Schwester eines der prachtvollsten Hochzeitfeste, welche je in Deutschland gesehen wurden. Zu Stadlau, jenseits der Donau, geschah diese Feyerlichkeit, bey welcher sein erfinderisches Genie, so wie sein Geschmack, in vollem Glanze sich zeigte. Theodora, die Herzoginn - Mutter, Andre und Bela, die Könige von Ungarn, Wenzel der König von Böhmen, Eberhard der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Passau, Bamberg, Freysingen und Sella; die Herzoge von Sachsen und Kärnten; der Landgraf von Thüringen, der Markgraf von Mähren und eine große Anzahl von Fürsten, Grafen und Rittern verherr-

lichten durch ihre Gegenwart dieses Fest, bey welchem Pracht und Ueberfluß alle Anwesenden umströmten, und acht Tage hindurch an jedem derselben die Gäste mit neuen Vergnügungen überrascht und gleichsam bezaubert wurden.

Kaum kehrte Friedrich, nach Beendigung dieser Feyerlichkeit, in seine Residenzstadt zurück, so erschien ein Nachtbote des Kaisers, mit der Bedrohung, daß, wenn binnen einem Jahre und drey Tagen das Erbe Margarethens ihm nicht verabsolget würde, der Herzog die Aichtserklärung zu gewärtigen habe. Auch erhielt dieser am nämlichen Tage die Nachricht von einem feindlichen Einfall des Herzogs aus Baiern, welcher die Klöster Lambach und Bornbach im Grunde zerstörte, und nach Hunzensitte an jenen Gränzen alles mit Feuer und Schwert vernichtete. Friedrichs standhafter Karakter ward durch diese Hiobspossten keineswegs erschüttert. Seine Antwort an den Nachtboten war: „Sagt dem Kai-

fer, der Herzog von Oesterreich bleibe bey seiner mündlichen Erklärung, er werde seine Schuld dem bezahlen, der sie zu fordern berechtiget ist, und fürchte keine Acht, so lange er sich keines Verbrechens schuldig wisse. "

Den durch den kaiserlichen Hof bewirkten Überfall der Baiern zu hemmen, raffte er in Hast und Eile ein zwar nicht zahlreiches, aber muthiges sieggewohntes Heer zusammen, und zog ihnen auf Flügeln der Eilfertigkeit entgegen. Er traf sie, als sie sich eben bey dem hundertjährigen Grinzinger der Lambacher-Mönche sehr gütlich thaten, und ließ sie eine äußerst hohe blutige Fehde bezahlen. Indeß der Herzog hier diese neuen Feinde über ihre Gränze zurückwies, fiel sein Schwager, König Heinrich, von Schwaben aus, in ihr Land ein. Auf diese Art kamen die unglücklichen Baiern zwischen zwey Feuer, und es wurde ihnen der Besuch zweyfach erwiedert, mit dem sie die braven Oesterreicher beehret hatten.

Friedrich wollte so eben in das feindliche Gebiet einrücken, als er die geheime zuverlässige Anzeig erhielt, daß König Bela von Ungarn mit einem großen Heere gegen Steyermarks Gränzen ziehe. Diese Nachricht war ihm um so unerwarteter, ja beynabe unglaublich, da ihn beyde ungarische Könige, Vater und Sohn, erst vor wenigen Monaten, bey Konstanziens Vermählung, eines ewigen Friedens, einer unwandelbaren Freundschaft eidlich versicherten; da er sie doch bey ihrem Besuche mit allen ersinnlichen Ehrenbezeugungen überhäufet, und ihnen auch nicht durch einen Schatten von Beleidigung zu diesem feindseligen Schritte Veranlassung gegeben hatte. Friedrichs argloses Herz hatte keinen Begriff von ewigem Haße; er wußte nicht, wie lange — wie endlos die Rache eines beleidigten Weibes sey! Sophie, die von ihm verstößene Sophie, wußte durch ihre Schwester, die Königin von Ungarn, auch diesen Krieg, so wie die beyden ersteren, gegen ihren eh-

maligen Gatten zu entflammen; denn noch war mit dem Blute einiger Tausenden ihr Rachedurst ungesättiget.

Friedrich überließ die Streifereyen in das Bayersche dem Erzhinger von Wese n, Landeshauptmann ober der Enns, und zog mit der Hälfte des Heeres nach Wien. Von da schickte er Eilboten an all seine Vasallen, sie zur schleunigen Heeresfolge zu laden. Er warb Truppen, so viel er nur immer aufzubringen vermochte, und betrieb seine Kriegsrüstung Tag und Nacht mit unermüdeter Anstrengung und Thätigkeit.

Hier war es, wo ihn seine widrige Lage in die traurige Nothwendigkeit versetzte, seine Unterthanen mit Auflagen zu beschweren. Sein Herz blutete, aber er mußte! Noch immer hatten bisher die hinterlassenen Schätze seiner Voraltern zugereicht; aber endlich mußten doch seine Reise, die Hochzeit seiner Schwester, und vorzüglich die vielen Kriege diese Quelle erschöpfen. Durch
diesen

diesen nothgedrungenen Schritt erkaltete allmählich die Liebe seiner Unterthanen. Er gab dadurch seinen Feinden Stoff zu Verläumdungen, und beraubte seine wirkliche Größe sogar des Nachruhmes. Mönche sind die Geschichtschreiber jener Zeiten — Mönche, denen Friedrich jene Schätze der Klöster zu verlegen wagte, welche seine frommen Vorfahren mit so vielen Gaben bereichert hatten! — —

Bald gelang es dem Raßlosen ein ansehnliches wohlgerüstetes Heer zu sammeln. Schon gab er den Befehl zum Ausbruch, als ihm der mit Schweiß und Staub bedeckte Ritter Gundacker von Stahremberg die traurige Nachricht brachte, daß Ulrich von Walsee, der Landesverweser, geschlagen und Steyermarks Hälfte von Belas Kriegern überschwemmet sey. Der patriotische Krieger, Walsee, berichtete er, habe sich mit einem in Eile zusammengerafften Häufchen dem andringenden Feinde entgegen geworfen, und

wäre, nach einem an Verzweiflung gränzten Widerstande, der Uibermacht erlegen. Nur ihm und fünfzig der Seinigen sey es gelungen, sich durchzuhauen.

Sprachlos und nachsinnend stand der Herzog einige Minuten da, aber bald war sein Entschluß gefaßt. Statt nach Steyermark zu eilen, führte er sein Heer nach Ungarns Gränze. Bey Hoflein lagerte er sich, und streifte mit seiner leichten Reiterrey tief in das feindliche Gebiet. Kaum erhielt Bela davon Kundschaft, als er sich aus Steyermark zurückzog, und mit seiner ganzen Macht in Doppel-Märschen auf die Desterreicher loseilte. Mit einbrechender Nacht erblickten die Ungarn das Heer ihrer Gegner und beschloßen, dasselbe am kommenden Morgen durch eine Schlacht zu vertilgen, voll Zuversicht auf die sechsfache Uiberlegenheit ihrer wohlgerüsteten Streiter.

Friedrich, der aus Erfahrung wußte, wie viel zuvorkommende Schnelligkeit in

der großen Kunst, Menschen zu morden, bewirke, wollte auch diesesmal davon Gebrauch machen. Er versammelte seine Ritter und sprach: „Auf, meine Brüder! auf zum Angriff! Die Sonne hat uns schon öfters zu Siegen geleuchtet; laßt uns heute auch einmal dieses Geschäft dem Vollmond übertragen.“ Mit äußerster Hestigkeit und wildem Geschrey erfolgte der Anfall auf die ermatteten, schlaftrunknen, unvorbereiteten Ungarn; und da ihnen auf Friedrichs Befehl der tapfere Pergen mit zweytausend Reitern in den Rücken fiel, so ward Schreck und Verwirrung allgemein. Die Oesterreicher erhielten einen glänzenden herrlichen Sieg.

Bela, eben so begierig nach Krieg, als zaghaft nach einem widrigen Zufall, bot Frieden an, welcher vom Herzog angenommen wurde. Nimmer würde er mit diesem treulosen Nachbar sich so schnell versöhnet haben, hätten ihn nicht andere Beschäftigungen erwartet, und wär' er nicht überzeugt

gewesen, daß er es bald mit den Klauen des zweyköpfigen Adlers werde versuchen müssen. Während der heldenmüthige Fürst seine Feinde besiegte, benützten einige Verräther, von hoch und niederer Abkunft, dessen Abwesenheit, den Geist des Aufruhrs und der Meuterey unter seinen Unterthanen zu verbreiten. Die vielen Kriege, die aus denselben natürlich entspringenden Folgen; Erschöpfung und Theuerung, und endlich die erhöhten Steuern, dienten ihnen zu zweckmäßigen Mitteln, den Haß, die bösen Gesinnungen ihrer schwarzen Seelen, auch in die Herzen ihrer noch gutgesinnten Mitbürger zu verpflanzen. Von jeher glich die Gunst des Pöbels einer unstäten Wetterfahne; von jeher war der große Haufe, ohne Kenntniße, ohne Beurtheilungskraft, ohne Grundsätze, der Spielball listiger Betrüger; also mußte es auch Friedrich erfahren. Von dieser gefährlichen Stimmung unterrichtet, eilte er nach unterzeichnetem Frieden sogleich nach Wien zurück, in der

Voraussetzung, durch seine Gegenwart die Kräfte seiner Feinde zu vereiteln, und die giftspendende Schlange der Verrätherey aus den Mauern seiner Residenzstadt zu verschleichen. Gern hätte er seine Truppen noch länger beysammen behalten, aber die Erschöpfung der Kasen, und das damalige Lebenssystem, wo man noch keine stehenden Heere kannte, machten es ihm unmöglich. Seine Ritter und Vasallen, durch so viele Kriege ermüdet, sehnten sich nach ihren Gütern, nach ihren Familien; geworbene Mietlinge verlangten einen höhern Sold, und waren doch nichts — als Mietlinge. Selbst viele von Friedrichs Getreuesten baten um einige Wochen der Ruhe zur Erholung. Er schickte also nur einige Hunderte dem Erchinger von Wesen als Verstärkung zu, welcher mit König Heinrich vereinigt, den bairischen Herzog Otto bereits aus seinem Lande vertrieben hatte, entließ die Ubrigen, und kam nur mit einer geringen Schaar seiner Tapfern in seinem Wohn-

fiße an. Tief schmerzte es ihn, dort zu erfahren, daß selbst Agnes, seine Gemahlinn, mit den Bösgesinnten in einiger Verbindung stehe, und einen geheimen Briefwechsel mit dem kaiserlichen Hofe unterhalte. Diese Entdeckung tödtete vollends den letzten Rest von Wohlwollen für diese Fürstinn in seinem Busen, und ein auffallend kaltes zurückhaltendes Betragen trat an dessen Stelle.

Desto gütiger, liebevoller, herablassender bezogte sich Friedrich gegen seine Unterthanen. Er mengte sich unter das Volk, grüßte Jedermann, hertzte die Jugend, besprach sich mit dem Geringsten, unterstützte die Armen, und übte die strengste Gerechtigkeit aus. Schon war es ihm gelungen, die Zuneigung des Volks wieder zu erhalten; schon hatten die gutmüthigen Wiener den Mangel ihrer Käsen vergehen, und unterhielten sich bey ihren Lustgelagen von den Siegen ihres guten Herzogs, von seiner Güte und Leutseligkeit; als eine kleine Ver-

irung seinen Feinden Gelegenheit gab, ganz O e s t e r r e i c h mit der Fackel der Empörung zu entflammen.

Durch Menschenkenntniß und Erfahrung belehrt, wie viele Zauberkraft sinnliche Vergnügungen für den sinnlichen Menschen besitzen, veranstaltete Friedrich, nebst andern Erlustigungen, auch ein großes, glänzendes Bankett, zu welchem alle Bürger Wiens, so wie dessen Adel, geladen wurden. Zahlreich erschienen sie, und bey reichlich belasteten Tafeln, bey vollen lieblich blinkenden Bechern, bey Tanz und Musik hatte die Göttinn der Freude unter diesen Glücklichen ihren Wohnsitz erwählet. Der Herzog selbst fühlte sich so wohl, so selig im Gewühle seiner vergnügten Unterthanen. Er vergaß seiner Sorgen, und überließ sich, von kraftvollen Weinen erhizet, mit allem Feuer seines vier und zwanzigjährigen Alters dem Genuße der wonnevollen Gegenwart. Wo ist — wo war ter Sterbliche, der sagen kann, ich fehlte nie? Welcher Weise

Hienieden ist nicht wenigstens einmal — sey es auch nur eine Stunde lang, Thor gewesen? Auch dieser Fürstenjüngling war ein Mensch — auch er mußte der menschlichen Schwäche seinen Tribut entrichten! Verdient er darum schon als ein Nero oder Kalligula in der Geschichte gebrandmarkt zu werden, weil er in einigen schwachen Stunden, in betäubender Sianentrunkenheit, von dem Sirenenfang der Wollust sich hinreißen ließ? Unter den vielen Schönheiten, die jenes Freudenfest durch ihre Anwesenheit schmückten, befand sich auch Brunhilde, die junge, reizende, feurige Gattinn des alten, an Körper und Seele häßlichen Freyherrn von Pottendorf, welcher es dem Herzog nimmer verzieh, daß er ihm einst als einen Verbündeten der Kuenringer eine seiner Besten zerstöret hatte. Friedrich sah die schöne Brunhilde in der Maske einer griechischen Priesterinn Eytärens. Es dünkte ihn, als säh' er Helena oder Aspasta schwebend vor seinen Blicken. Zwar verhüllte noch

eine Farbe ihr Madonnengesicht; aber schon das, was er sah, dieser schlankte Wuchs, dieser Anstand, dieser majestätische Gang, diese Harmonie all ihrer Bewegungen zeigten, daß so ein Geschöpf nur von Grazienhänden gebildet werden konnte. Hefige Leidenschaft loderte plötzlich in dem Busen des Fürsten auf; dahin war seine Besinnung — hin seine Ruhe! Mit beklommenem Herzen und liebeflehenden Blicken folgte er ihr überall von ferne nach, wohin sie im Saale sich wandte. Er dachte nichts, er hörte nichts, er sah nichts als — sie. Der Wunsch, sie zu sprechen, durchstutete nun sein Innerstes. Oft kam er ihr nahe; aber — wer sollte es glauben? — Hier war es das erstemal, wo der Sieger in so vielen Schlachten jenes Gefühl der Schwäche kennen lernte, welches Furcht genannt wird. Die schlaue Brunhilde bemerkte ihren Verfolger; sie las ihren Sieg in seinen Blicken, und — fataler Zufall! — verlor unversehens, wie es schien, von ihrem

Busen — eine Rose. Friedrich haſchte ſie haſtig auf, und, indem er ſie ihrer Beſitzerinn zurückſtellte, begann mit pochendem Herzen eine Unterredung. Mit allem Anſtande einer feinen Erziehung dankte ſie ihm für ſeine Bemähung. Dieſe Gelegenheit verſchaffte ihm den Vortheil, iſt eben ſo ſehr ihr geiſtvolles Weſen, als biſher ihre körperlichen Reize zu bewundern. Mit allem Feuer ſeines brennenden Herzens überhäufte er ſie mit Liebkofungen und Schmeicheleyen; doch die Schlaue ſchien ihn nicht zu faſen, entſchlüpfte ſtätſ ſeinen Netzen, und wußte, voll ſeinen Wiſes, all ſeinen Worten eine ſcherzhafte Wendung zu geben. Der Herzog ward immer kühner — zubringlicher. Er ſtellte ſo herzlich; er bat ſo innig, ihm nur auf einen Augenblick ihr holdes Antliß zu enthüllen. Lange widerſtand ſie; er wiederholte ſeine Bitte. Endlich ward es ihr ſo heiß; ſie fühlte ſich im Gedränge erhitet — Was war zu thun, als in ein Seitengemach zu gehen, um dort den Schweiß

von der Stirne zu trocken? Was konnte sie dafür, daß der Zudringliche sie dahin verfolgte? War es ihre Schuld, daß dieses Geschäft ohne Abziehung der Larve nicht geschehen konnte? — Mit einem Worte: der Liebebrennende fand igt Gelegenheit, das schönste Gesichtchen zu bewundern, so jemals in der Werkstätte der Natur für einen weiblichen Körper gemiselt ward. Wie wär' es möglich! zu schildern, was Friedrich in diesem Augenblick empfand? Eine ganze Schöpfung schwand vor seinen Sinnen. — Er hätte seine beyden Herzoghüte, er hätte seine ganze Macht für diesen Anblick hingegen! Die zärtlichste kühnste Liebeserklärung erfolgte, und — Brunhildens Herz ward selbst zur Verrätherinn ihres Geschlechtes. Sie dachte nichts, sah nichts, hörte nichts, als den schönen feurigen Liebebettler, den ruhmvollestes Heldenjüngling Deutschlands, den Beherrscher zweyer Fürstenthümer. Auf manche Einwendungen, Zweifel und Bedenklichkeiten, folgte ein freundliches mildes Lächeln

ein wohlwollender zärtlicher Blick, ein leiser flüchtiger Händedruck, ein halberstücker Seufzer; dann verdoppelte sich der Druck der Hand und unnennbare Gefühle erregten den ersten Kuß. All diese Stufen erkletterte Friedrich mit zahllosen süßen Mühen die Himmelsleiter hinan, bis sie ihm endlich mit sanftem Erröthen die süßen Worte: „Ja, ich liebe Dich“ zustammelte. — Dies Gemach, wo sie sich befanden, war nicht geeignet, daß sie sich unbelauschet die Gefühle ihrer wonnetrunkenen Herzen mittheilen konnten; denn aus dem anstoßenden Tanzsaale kamen und giengen der Lauscher so viele. Wenn der unbedeutende, in Staub gebohrne Westbürger den hämischen Großen seiner scheelsüchtigen Nachbarn selten oder nie zu entgehen vermag, um wie viel mehr sind die Großen der Erde den Spitzen dieser giftigen Pfeile bloßgestellt. Der Herzog bat daher seine Erwählte, ihm in den nahe gelegenen Burggarten zu folgen. Sie erschrock über diesen Vorschlag. Das Bild ihres mürris-

schen mißtrauischen Gatten stand auf einmal,
 gleich einem drohenden Gespenste, vor ihrer
 Seele — Aber der Geliebte flehte so zärt-
 lich! Er bat nur um einige Minuten; sie
 konnt' es ihm nicht versagen! Der Herzog
 entfernte sich zuerst. Sie durchwandelte noch
 ein paarmal den Tanzsaal, und, nachdem
 sie ihren Gemahl im Spiele beschäftigt,
 bey vollen Bechern belauschet hatte, schlich
 sie mit glühendem Herzen dem Heißgeliebten
 nach. Friedrich eilte ihr auf Flügeln der
 Liebe entgegen, umrankte sie mit bebenden
 Armen, und überströmte sie mit Küßen —
 Doch wozu soll ich eine Szene beschreiben,
 die sich jeder gefühlvolle Leser selbst vorzeich-
 nen kann, der in der Blüthe des Lebens
 Amors Rosenfesseln trug, und das süße Ver-
 gnügen, ein Mensch zu seyn, zum ersten-
 male aus dem Becher der Liebe kostete? —
 Nur so viel sey mir erlaubt zu sagen, daß
 es beyden eben so selig ergieng, als weiland
 dem Herrn Kriegsgotte, wenn er der Göt-
 tinn der Liebe manchmal einen Besuch

abstattete, indeß ihr hinkender Gemahl die Pfeile des Donners spitzte. Aber die Heroen hatten indeß unsern Liebenden einen fatalen Streich gespielt, indem diese boshaften Mädchen (man weiß ja wie in diesem Punkte die Mädchen sind) die zur Unterredung bestimmten wenigen Minuten in eine lange, und doch jenen Beyden so kurzscheinende Stunde verwandelten.

Der alte Pottendorfer saß, während ihrer Entfernung, in froher Behaglichkeit im Kreise seiner Vertrauten, und zechte und spielte weidlich fort. Eben hatte ihm sein Gegner im Schach die Königin genommen, als ihn plötzlich mit einem schmerzhaften Stich im Gehirne ein heftiges Kopfweg, vermuthlich durch den Lichterduß, überfiel. Er wollte es zwar anfangs nicht achten, allein die Schmerzen wurden heftiger. Er folgte dem Rathe seiner Freunde, und gieng in den Burggarten, sich durch die kühle Abendluft zu erquicken. Indem er nun ganz bedächtlich fortschritt, und so zwis-

schen den lieblichduftenden Orangenbäumen hin-
 wandelte, hörte er in einer nahen Laube ein
 leises Geflüster — ein periodisches halblau-
 tes Stöhnen und ersterbendes Seufzen. Der
 Alte ward neugierig, und schlich sich näher.
 Eben trat der gehörnte Halbmond aus dem
 Gewölk hervor, als er zum Eingang der
 Laube kam. — Welch ein entsetzlicher An-
 blick! — Das Blut erstarrte in seinen Adern
 zu Eis; er glich einer alternden Büste.
 Brunhilde bemerkte ihn sogleich. Sie stieß,
 mit einem Ausruf des Schreckens, ihren
 wonnetrunken Liebhaber von sich. „Wei-
 berschänder!“ brüllte der Alte, zückte ei-
 nen Dolch und wollte den Herzog durchboh-
 ren. Dieser faßte sich augenblicklich, fiel
 ihm in den Arm und entwand den Mord-
 stahl seiner Faust. Unterdessen fand die un-
 glückliche Brunhilde Gelegenheit zu ent-
 fliehen. Pottendorf racheschnobend, eilte
 in den Tanzsaal zurück. Indem Friedrich
 seine Geliebte voll Besorgniß vergebens hier
 im Garten aufsuchte, tobte jener dort im

Saale alle Anwesenden, mit vollen Backen,
 zur Meuterey und Empörung auf. Er klagte
 laut über Tyranny, Despotism, Sklavens-
 ketten und gewaltsame Entehrung. Seine
 Worte fanden bey den von Wein berauscht-
 ten, durch keine Erziehung veredelten, durch
 viele Kriege noch mehr verwilderten Gästen
 leider! einen nur allzu schnellen Eingang.
 Plötzlich verwandelte sich, wie durch einen
 Zauberschlag, der Tempel der Freude in eine
 Schreckenshalle tobender Empörung. Bür-
 ger und Adel vereinigten sich. Die Ru-
 ringische mächtige Parthey trug die Fas-
 keln des Aufruhrs durch alle Straßen, erin-
 nerte den leichtsinnigen Pöbel an die erlitte-
 nen Drangsale, log, vergrößerte, übertrieb
 die Thatsachen, und so wälzte sich die auf-
 flammende Gährung, wie vom Sturme ge-
 trieben, über die ganze Stadt hin. Viele
 der Hßlinge entflohen in der betäubenden
 Angst durch die Thore, oder sprangen über
 die Stadtmauern; nur der Herzog blieb.
 Er eilte auf sein Gemach, warf seine Krö-
 nung

fung über, und um ihn her versammelte sich die kleine Schaar seiner Getreuen, entschlossen, mit ihrem Fürsten und Freunde das grausamste Loos zu theilen. In dieser Lage erwarteten sie den Morgen. Friedrich vergaß sich selbst; ihn kummerte nur das ungewisse Schicksal Brunhildens. Immer kamen ihm neue, immer traurigere Nachrichten, mit jedem Augenblick erwarteten sie den Angriff der Empörer. Einige seiner Freunde riethen zur Flucht. Trotzig erwiederte er: „Feige! soll ich zuerst vor meinen Unterthanen fliehen, da ich noch vor keinem meiner Feinde floh?“ Um die siebente Morgenstunde kamen vier Abgeordnete vom Adel und Bürgerstande, ihm feyerlich den Gehorsam aufzusagen, und die augenblickliche Entfernung aus der Stadt, bey Bedrohung des Mordes und Brandes, von ihm zu fordern. „Geht zur Hölle, ihr meineidigen Rebellen!“ donnerte der ergrimmete Herzog ihnen entgegen, riß sein Schwert aus der Scheide und jagte die Verwegnen

in die Flucht. Kaum waren die Abgeordneten weg, so war die ganze Burg von Tausenden umrungen. Gräßliches Geschrey erfüllte die Luft. Schon war der rasende Pöbel mit Fackeln und glühenden Brändern versehen, um den alten Wohnsitz seiner Fürsten durch die Wuth des Feuers zu vernichten. Izt warfen sich alle edeln Anhänger Friedrichs zu dessen Füßen, igt baten sie ihn mit ringenden Händen um seine — um ihre Rettung. Der gute Fürst, sonst trotzend jeder Gewalt, erlag endlich — ihren Bitten. Den ehernen Schild in der Linken, das blanke Schwert in der Rechten, im Gefolge seiner Geprüften, verließ er die Burg. Als er zum Thore kam, verstummten die Lippen der Empörer. Von unwillkürlicher Ehrfurcht durchbebet, trennte sich der unermessliche Schwall, und langsam, mit festem Schritte, gieng er durch die Reihen, indeß sich aller Augen, unfähig seinen Flammenblick zu ertragen, zur Erde senkten.

Meine schönen Leserinnen werden vielleicht wünschen, Brunhildens Schicksal zu erfahren? Auf ihrer Flucht aus dem Garten eilte sie in den Tanzsaal, und von dort ganz unbemerkt aus der Burg. Umhüllet von den gefälligen Schatten der Nacht, wankte sie durch die öden, menschenleeren Säßen, kämpfend mit Schauer und Ohnmacht. Sie erreichte ein naheß Nonnenkloster, und klingelte zitternd an der Pforte. Man schloß ihr auf und — husch! war sie darinn. Die Abtissinn, eine Schwester ihrer Mutter, nahm sie gütig auf, und gewährte ihr in den Mauern desselben einen verborgenen sichern Aufenthalt. Hier küßte sie, eben so unerforschlich für den Herzog, wie für ihren Gatten, durch eine lange Reihe von Jahren, für die einzige Sünde einer kurzen Bonnestunde.

Friedrich zog mit seinen Gefährten nach Stahremberg, setzte diese mit einer zahlreichen Besatzung versehene Veste in den besten Vertheidigungsstand, verfügte

ein Gleiches auf der Burg Mödling, schickte Boten an seine Freunde und Anhänger in Oesterreich und Steyermark, und beschied sie insgesammt nach Neustadt, wohin er sich mit seinen aus allen Gegenden herbeyeilenden Kriegsgefährten und Waffenbrüdern begab. Hier beschloß er, den Verfolgungen eines feindseligen Geschickes männlichen Trost zu bieten, denn diese damals zu Steyermark gehörige Stadt ward (in dem mittleren Zeitalter) für eine fast unüberwindliche Festung gehalten. Ihre wackeren Bürger zeichneten sich schon damals durch eine unerschütterliche felsenfeste Treue aus, wovon sie ihrem Fürsten auch späterhin so viele schöne, ewig denkwürdige patriotische Beweise gaben. Alles, was Waffen zu tragen fähig war, Greise und Jünglinge, auch sogar die Weiber rüsteten sich, einer etwaigen Belagerung zu widerstehen. Die Stadtmauern wurden ausgebeffert, neue Wälle errichtet, ein großer Vorrath von Lebensmitteln herbeygeschafft. Des Herzogs

unermüdete Thätigkeit war eben so gränzenlos, als der Eifer seiner getreuen Neustädter; und da sich die Anzahl seiner Beschützer mit jedem Tage vermehrte, so träufelte die wohlthätige Hofnung wieder einige Tröpfchen ihres Balsams in sein blutendes Herz. Einst, als er an einem Abend ermüdet und schwermüthig in seiner Schlafkammer saß, und so über seine traurige Lage, über den Untergang seines Stammes, über Fürstenloos und Menschenundank nachgrübelte, ward ihm gemeldet, daß eine verschleyerte Matrone ihn zu sprechen wünsche. Laßt sie kommen, erwiederte er verbroffen. Sie trat ein, und warf sich weinend und schluchzend an seinen Hals.

Friedrich. Weib! was soll dies?
was willst du von mir?

Unbekannte. Schutz — Trost an
deinem Busen!

Friedrich. O dann verlaß mich! Ich
kann dir nicht geben, was ich selbst ver-
misse.

Unbekannte. Weh mir! dann bin ich verlohren.

Friedrich. Verlohren? — Wer bist Du, Bekannte? Enthülle Dich, daß ich Dich sehe.

Unbekannte. (schlägt den Schleyer zurück) Kennst Du —

Friedrich. O ihr himmlischen Mächte! Meine Schwester Margaretha?

Sie. Ja Margaretha, die Wittwe, die kinderlose Wittwe — die verbannte ärmliche Königin der Deutschen!

Friedrich. Welch ein Räthsel! Schwester! erkläre dich.

Sie. Meine Erklärung wird Dich mit Schauer und Grauen erfüllen.

Friedrich. Rede! Friedrich hat Muth, auch das Aergste zu vernehmen.

Sie. Den Höflingen des Kaisers gelang es endlich, den letzten schwachglimmenden Funken väterlicher Liebe zu ersticken. Man beschuldigte meinen Gatten der Aufwiegelung, der Giftmischeren gegen seinen

Vater. Ludwig von Baiern, Kaiser Friedrichs Liebling, ward durch seinen Hofnarren ermordet. — Auch dieses Verbrechen mußte er veranlaßt haben. Die Fehde, welche Heinrich, aus Freundschaft für Dich, gegen Baiern unternahm, vergrößerte die Wahrscheinlichkeit, vermehrte seine Schuld. Der deutsche Kaiser hielt Gericht über den deutschen König, und sein Sohn ward, abwesend und ungehört, als Giftmischer, Mörder und Störer des Landfriedens mit Bann und Acht belegt.

Friedrich. Schändlich! abscheulich!

Sie. In einer schwarzen, stürmischen Nacht wurde unsre Burg, Drifels, durch Verrätherey von Bairischen Knechten, erstiegen. Aus dem Bette, von meiner Seite weg, riß man den Armen, schlug ihn vor meinen Augen, ungerührt durch meine Thränen, durch mein Gewimmer, in schwere Fesseln, und schleppte ihn fort.

Friedrich. Schweig; Du zermalnest mein Herz.

Sie. Noch bin ich nicht zu Ende; Wähnst du etwa, daß es der väterlichen Zärtlichkeit nur allein mit dem Untergange des Sohnes genügte? Nein! so leicht befriediget sich der oberste Schützer der Gerechtigkeit nicht. Auch seine Enkel — höre Bruder! — auch seine unmündigen Enkel verschlang seine Rache. Aus meinen Mutterarmen rissen sie die wimmernden Knaben, Als ich darüber entrüstet, sinnlos zu Boden stürzte, banden sie ihnen Füße und Hände, und trugen sie dem Vater nach.

Friedrich. Verdammte Höllebrut! Das ist entsetzlich! Sprich, wohin schleppte man Vater und Söhne? Ich will — ich muß sie retten!

Sie. Aus den Gefilden des Todes ist keine Rettung, Manfred, des Kaisers Bastard, hat in Apulien schon die Giftbecher bereitet, seinem Bruder und seinen Neffen zu einem freundlichen Willkommen einen Labetrunk zu reichen.

Friedrich. Nicht möglich! So eine ungeheure Grausamkeit kann kein Vater gegen seinen Sohn — gegen seine unmündigen Enkel verüben!

Sie. O wozu sind die Leidenschaften des Menschen nicht fähig! — Ein bairischer Ritter, der unsere Burg in Besitz nehmen, und mir meine Verbannung ankündigen mußte, ward gerührt durch meine Thränen, und vertraute mir dies Staatsgeheimniß.

„Schande dem Staate, der solche niederträchtige Plane brüdet,“ rief der Herzog, von Wuth und Entsetzen auf das innigste ergriffen. „Fluch der Natur, die solche Ungeheuer in die Menschheit schleubert, deren Grausamkeit Tiger und Krokodille beschämet!“ — Wenn Friedrich sich je nach dem heißen Gewühle der Schlacht sehnte, so war es igt, um seinen gerechtesten Rachedurst mit Feindesblut zu sättigen. Aber bald bemächtigten sich Trauer und Wehmuth seiner Seele. Hier war es das erstemal —

in seinem Leben das erstemal — wo seinem Heldenauge dem Schicksale des verschwägerten Freundes, und seiner Kinder eine Thräne entstimmerte. Friedrich und Heinrich, die Söhne Margarethens, hatte er seit lange bey sich zu Erben seiner Länder und seines Namens bestimmt. Sie sollten ihm einst den Mangel eigener Nachkommen ersetzen; aber izt schwand auch dieser Hoffnung täuschendes Irrlicht, und düsterer Gram bemächtigte verdoppelt sich seines Busens.

Also war der eben so schlaue, als weltkluge, in der Geschichte so berühmte, Kaiser Friedrich der Zweyte schwach und niedrig genug, dem römischen Hofe und dessen quekwischen Kreaturen zum Werkzeug zu dienen, die Enkel des großen Barbarossa, das so berühmte Hohenstaufische Geschlecht, nicht nur vom Kaiserthron zu verdrängen, sondern sogar von der Erde zu vertilgen. Aus zu großer Vorliebe für seinen jüngeren Sohn Konrad hörte er

auf, Vater und Mensch für seinen Erstgebornen zu seyn. Um jenem die deutsche Königskrone für igt, und in der Folge die Kaiserkrone zu verschaffen, mußte der unglückliche Heinrich mit seinen schuldlosen Kindern in die Hallen des Todes wandeln, und so beschleunigte er selbst den Triumph seiner Gegner; denn igt bedurfte es ja nur eines Giftbechers für jenen Konrad, und eines Henkerbeiles für dessen Sohn Konradin, um diesen verhassten Stamm auf ewig aus seinen Wurzeln zu reißen.

Bald nach der Ankunft Margarethens erhielt Herzog Friedrich die Kunde, daß der Kaiser, mit einem zahlreichen Heere, aus Italien nach Deutschland ziehe, und sich Steyermarks Gränzen nahe. Alle Fürsten, Grafen und Bischöfe, hieß es, zögen ihm entgegen, und man erwarte auch von dem Herzog, daß er an seiner Länder Gränzen das Oberhaupt des Reiches begrüßen und empfangen werde. Ein Donnerstag war für Friedrich diese

Nachricht. Neue Gefahren erhoben sich in Riesengestalten um ihn her. Er glich einem Wanderer, der sich auf steiler Höhe zwischen Felsenklippen verirrete, vor sich den stutenden Ocean, neben und hinter sich grauenvolle Abgründe, wie er eben am Punkt der Ueberlegung stehet, ob er sich in jene thürmenden Wogen, oder in diese Tiefen endloser Schlünde wagen soll. — Dem Kaiser entgegen zu ziehen, befahl ihm die Vernunft; zu bleiben, sein Herz. Welche Selbstverläugnung, welche Erniedrigungen erwarteten ihn dort, wenn er käme? Und gieng er nicht, welch ein Stoff zu neuen Verläumdungen für seine Feinde? Wäre dies nicht offenbarer Anschein von feindseligen Gesinnungen? Zu dem ersten Entschluß riethen all seine Freunde. Sie stellten ihm vor, wie nothwendig es sey, sich frühzeitig von den guten oder bösen Absichten des Kaisers persönlich zu überzeugen, um darnach die zweckmäßigen Maßregeln ergreifen zu können. Sie zeigten ihm die unumgäng-

liche Nothwendigkeit, den Anschwärmungen der Rebellen und seiner übrigen Feinde zuvor zu kommen. Selbst Margaretha vereinigte sich mit ihnen, durch die Bitte um seine Verwendung für ihre Entrißenen, um, wenn vielleicht dieselben noch kein Opfer des Todes geworden wären, entweder alle, oder doch wenigstens die schuldlosen Kinder zu retten. Diese Vorstellung gab endlich der einen Schale der wankenden Waage das Übergewicht — Er gieng.

Zu Neumarkt, an der Gränze Kärntens, traf er den Kaiser, begleitet von einem mächtigen Heerzug, umgeben von einer großen Schaar deutscher und italienischer Fürsten und Bischöfe. Schon auf der Reise erfuhr der Herzog die bittersten Klagen über die Ausschweifungen und Erpressungen, mit welchen die kaiserlichen Krieger, bey dem ersten Schritte über die Gränze, Steyermarks Bewohner empfiengen, und bald folgten diesen widrigen Nachrichten noch traurigere Erfahrungen, Erst am dritten Tage, in voller

Fürstenversammlung, ward ihm eine Audienz bewilliget. Kalt und stolz, in Mitte der Feinde des Herzogs, empfing ihn der Kaiser, und erwiderte seine Begrüßung mit verächtlicher Miene — mit beleidigendem Stillschweigen. Eine Pause allgemeiner Verstumung erfolgte. Mit männlicher Fassung sah Friedrich dem Kaiser starr ins Gesicht, warf dann einen flüchtigen Blick auf die Herumstehenden, und als er das triumphirende, schadenfrohe Hohulächeln der Höflinge bemerkte, da entflammte sein Geist. Er sprach mit festem Tone: „Die kaiserliche Majestät ist heute übler Laune; der Herzog von Oesterreich kann gehen.“ Er machte eine flüchtige Verbeugung, und wollte sich entfernen; aber der Kaiser befahl ihm zu bleiben. Ist trat Otto von Baiern hervor, und klagte ihn als des geächteten Heinrichs Verbündeten, als einen Störer des Landfriedens an. Ist brachten Abgeordnete von Wien wider ihn die schwersten Beschuldigungen vor; ist klagte auch

der kaiserliche Fiskus um das Erbe Margarethens. Friedrich wollte sich vertheidigen, allein man verbot ihm zu reden, mit dem Befehl, am kommenden Tage um die neunte Stunde sich vor den Richterstuhl des Kaisers und seiner Fürsten zu stellen, und dort sein Urtheil zu erwarten.

Nun sah der Herzog nur all zu klar, daß sich alles zu seinem Untergange verschworen hatte. „Sattelt!“ rief er seinen treuen Gefährten zu. In drey Minuten saßen sie zu Roße, und sprengten davon, daß es Funken stobte. Wie flüchtig Gewölk, eilten sie nach Neustadt zurück. Dort versammelte Friedrich alle Bürger, all seine Krieger auf dem Hauptplatze, und erklärte ihnen sein Schicksal mit erhabener, ruhrender Beredsamkeit. Ewige unwandelbare Treue und Ergebenheit, ausharrende Standhaftigkeit, Sieg oder Tod, war der Schwur aller Anwesenden. Eifriger war noch kein Volk, die feindlichen Reile von dem Haupte seines Beherrschers und die

Schweren Gewitter von dem Horizont des bedrohten Vaterlandes abzuwenden, als es damals die biedern Neustädter waren, ihren Landesfürsten zu schützen und zu vertheidigen.

Unterdeßen ward am kaiserlichen Hofe über den Entwichenen das Urtheil gesprochen. Er wurde für schuldig erkannt, geächtet, seiner Länder und Lehen für verlustig erklärt; alle seine Unterthanen entband man ihrer Pflicht — ihres Eides. Den Herzogen von Kärnten und Baiern, dem Patriarchen von Aglar, den Bischöfen von Bamberg und Freysingen, so wie dem Erzbischofe von Salzburg, ward die Achtsvollziehung übertragen. Der Kaiser selbst setzte sein Heer in Bewegung, überschwemmte damit die ganze Steyermark, so wie den größten Theil Oesterreichs, zerstörte alle Schlößer des Herzogs, und verfolgte dessen Anhänger auf das grausamste. Alle Hoffnung schien nun für den unglücklichen Fürsten verloren. Selbst seine

Mutter, Theodora, entfloß nach Böhmen, und Agnes, seine Gattin, verrieth ihren Gemahl. Sie wählte eine freiwillige Gefangenschaft in den Armen des Kaisers. Alles war erobert, alles verließ ihn; nichts hatte Friedrich mehr von all seinen Besitzungen, als Neustadt, Stahremberg und Wödling. Auch diese wollte man ihm entreißen. Als der Kaiser mit seinen Tausenden Neustadt berennet hatte, sandte er einen Herold an die Bürger, von ihnen die Auslieferung des Geächteten und die Öffnung der Thore zu verlangen. Die Getreuen überbrachten das Aufforderungsschreiben dem Herzoge; dieser gieng in ihre Versammlung, las es ihnen selbst mit lauter Stimme vor, warf Schwert und Schild von sich und forderte sie auf, dem Befehle zu gehorchen. „Meine Freunde! meine Waffenbrüder! meine Unglücksgefährten! eilet den Willen des Kaisers zu erfüllen! Iht ist der Augenblick da, der über euer Schicksal entscheidet; iht ist es noch in eurer

Macht, euch zu retten. Seht! hier bin ich. Waffenlos steh ich unter euch. Greifet zu! seßelt diese Arme, die so oft den Sieg erkämpften, überliefert euern Herzog seinen Feinden, und erkaufte euch damit die Befreyung von einer Belagerung, die Gnade des deutschen Oberhauptes. Nur eines, meine Freunde! nur eines bitte ich euch: Wenn der letzte Wabenberg er durch das Schwert des Henkers fallen soll, so schenkt ihm eine Mitleidsthräne!“

So sprach er zu Neustadts Bürgern und zu seinen Waffenbrüdern. Wie Löwengebrülle erhoben sich igt alle Stimmen der Anwesenden: „Nein! nein! wir bleiben treu unserm Schwure! Wir kämpfen, wir sterben oder siegen mit unserm Herzog!“ Dies war das einhellige Geschrey aller Röhlen. Der kaiserliche Herold mußte entfliehen, um von den Wüthenden nicht gesteiniget zu werden.

Einen allgemeinen Sturm verordnete der Kaiser mit Anbruch des folgenden Morgens.

Wirklich erfolgte auch der heftigste Angriff, der blutigste Kampf, der je im Angesicht der aufgehenden Sonne gekämpft wurde. Ehrgeiz und Zuversicht auf ihre Anzahl, ermunterte die Stürmenden; Verzweiflung, Selbsterhaltung und Liebe für ihren Fürsten entflammte die Bestürmten. Friedrichs herkul'sche Tapferkeit, sein Beyspiel, seine Allgegenwart verwandelte jeden Troßjungen in einen Helden. Jeder Mann galt eine Schaar. Endlich, nach vier blutigen Stunden, nach sechsmal zurückgeworfenen allgemeinen Anfällen mußten die Feinde sich in ihr Lager zurückziehen. Nicht zum Genuße einer erquickenden Ruhe bestimmte der heldenmüthige Fürst die folgende Nacht. Um die eifte Stunde wagte er mit seinen entschloßensten Getreuen einen unvermutheten Ausfall in die feindliche Stellung. Schreck und Verwirrung verbreitete er dort. Über Leichen bahnte er sich den Weg; die schweftrunknen Feinde mordeten in der Dunkelheit sich selbst untereinander. Während dieser

Niederlage zündeten seine Gefährten ihre Pechfackeln an, und warfen sie unter die Zelte, daß die hochaufwirbelnden Flammen des brennenden Lagers ihnen den Rückweg in die Stadt erleuchteten; es war ein entsetzlicher, gräßlicher Anblick!

Kaiser Friedrich sah nur ein, daß er es mit keinem muthlosen Schwächling zu thun habe. Seine Geschäfte, seine Verhältnisse erlaubten ihm nicht, sich auf eine langwährende Belagerung einzulassen. Er hob also dieselbe auf und zog mit seinem Heere nach Wien. Bey seiner Ankunft daselbst wurde diese Stadt zur freyen Reichsstadt erhoben, und der Bischof von Bamberg nebst dem Burggrafen von Eberstein zu Statthaltern von Oesterreich ernannt. Diesen Beyden gab er unter andern den gemeinsten Befehl, den geächteten Herzog so lange rastlos zu befehlen und zu verfolgen, bis sie ihn entweder lebend oder todt in ihre Gewalt bekämen. Auch den Steyermarkern befohl der Kaiser, den Wienern

zum Kampfe gegen ihren Fürsten 'Hülfsvolker zu schicken, und leider! war damals ein Theil derselben unedel und pflichtvergeßen genug, diesem Auftrage eine entehrende Folgsamkeit zu leisten.

So lang sich der Kaiser in Wien befand, hielt sich der schlaue Herzog ruhig hinter Neustadts Mauern; als sich aber jener nach Regensburg und endlich gar, zu neuem Kampfe mit dem kaum versöhnten Papste, nach Italien begab; da erhob sich die Sonne seiner gesunkenen Hofnung wieder, und der Spielraum seiner rastlosen Thätigkeit erweiterte sich mit jedem Tage. Friedrichs Freunde und Anhänger, welche durch die Uibermacht des Kaisers zum Theil vertrieben, zum Theil aber genöthiget wurden, sich ruhig auf ihren Burgen und Schloßern zu halten, eilten nun, da der zweyköpfige Adler den Schwung seiner Flügel nach anderen Gefilden gewendet hatte, ihrem verlassenen bedrängten Fürsten mit ihren Reissigen zu Hülfe. Der ganze Adel Desterreichs und

Steyermärks theilte sich in zwey Parteyen, wovon die eine für — die andere gegen den Herzog kämpfte. Gundaker von Stahrenberg stand an der Spitze der getreuen Steyermärker, und eilte ihm mit mehreren Hunderten nach Neustadt zu, indes Ulrich und Hermann, die Grafen von Ortenburg, mit ihren Anhängern sich rüsteten, dem Befehle des Kaisers zu gehorchen, und den Burggrafen von Eberstein mit seinen Wienern zu verstärken.

Der eben so edle als tapfere Pergeu betrieb in Oesterreich die Sache seines Fürsten mit so vielem Eifer, mit so vieler Klugheit, daß es ihm in kurzer Zeit gelang, demselben mehr als tausend Helme zuzuführen. Jetzt war Friedrich in der Lage, sich nicht mehr hinter Mauern vertheidigen zu müssen, sondern wieder auf offenem Felde dem Feinde unter die Stirne rücken zu können. Eberstein, durch die Nachricht seiner Verstärkung beunruhiget, beschloß, seinem Gegner nicht länger Zeit zur Verbesserung seiner Lage zu ge-

statten. Er sammelte also seinen ganzen Anhang von Adel und Bürgern, um den Herzog, welcher damals sich nicht mehr in Neustadt befand, aufzusuchen, und mit den Seinigen in einer Schlacht durch Uebermacht zu vernichten. Der muthige Fürst, nicht gewohnt, die Zahl seiner Feinde zu berechnen, beschloß sogleich, das Verlangen seiner Gegner zu erfüllen, und ein Treffen zu liefern. Bei Euln trafen sie aneinander, und schlugen. Friedrichs großes Genie, seine und seiner Gefährten Tapferkeit erkämpfte hier einen entscheidenden, glänzenden Sieg über die vierfache Ueberlegenheit der Feinde. Grauensvoll war die Niederlage derselben; Unordnung und Flucht die Folge. Die Fliehenden verbreiteten Angst und Entsetzen bis in die Hauptstadt. Der geschlagene Eberstein zog sich in die Gegend von Wien zurück. Seine einzige Hoffnung beruhte noch auf der anrückenden Unterstützung der Steyermärker, denen er mehrere Eilboten entgegen sandte, sie zur Beschleunigung ihres Marsches anzutreiben.

Einer derselben ward auf seinem Rückwege von Friedrichs Reitern erhaschet, und er entdeckte aus einem Antwortschreiben der Grafen von Ortenburg, durch welche Gegenden und auf welchen Wegen diese ihren Zug gewählt hatten. An der Stelle machte sich der Herzog auf, eilte hin, und verlegte mit seinen Reistgen die Straße, welche durch einen Wald sich schlängelte. Die sorglosen Steyerermärker zogen am kommenden Morgen ahnungslos heran. Als nun ihr ungeschlossener Zug sich mitten im Walde befand, gab der Herzog das Zeichen zum Angriffe. Von allen Seiten wurden sie wüthend angefallen, und trotz der Tapferkeit einiger Ritter, hatten fast alle das traurige Schicksal, entweder gefangen, oder niedergemetzelt zu werden. Nur wenigen gelang es, durch die Flucht ihr Vaterland zu erreichen, und dort die Herolde ihres Unglücks zu seyn.

Wer Glück hat — hat auch Freunde. Dies ist eine alte Bemerkung, und dies erfuhr auch Friedrich. Seine beiden wichtigen

Siege, und sein großmüthiges Betragen gegen die Gefangenen, bewirkten in allen Gemüthern einen schnellen Übergang der Gesinnungen. Die ganze Steyermark, eines Besern überzeugt, unterwarf sich ihm auf das neue durch eine feierliche Deputation, und diesem Beyspiele folgte bald der größere Theil Oesterreichs nach. Viele derjenigen, so vor kurzem den Staub von den Füßen des Kaisers leckten, zeigten sich izt unermüdet in seinem Dienste. Die meisten Burgen und Festen öffnethen nun freywillig ihre Thore dem Herzog, und die wenigen, welche noch zu widerstehen sich erkühnten, wurden mit stürmender Faust erstiegen und den Flammen geopfert.

So sah er sich, binnen wenigen Wochen, wieder in dem Besitze seiner Länder und Besitzungen. Nichts blieb zu erobern übrig, als Wien. Seine muthigen Freunde riethen ihm, diese Stadt mit Sturm zu erobern, und so den innerlichen Krieg mit einem kühnen Streiche zu vollenden; allein der edle Herzog widersetzte sich diesem Vorschlage, mit der

Aeußerung: „Nein; ich will nicht noch mehr
 des Bürgerblutes vergießen! Zu beweinen ist
 der Tyrst, der auf Leichen seiner Unterthanen
 die Säulen seines Thrones befestigen muß.
 Laßt uns einmal den Weg der Güte versuchen.
 Sind sie auch dann noch blind genug, diesen
 zu verschmähen, so weiß ich noch ein Mittel —
 ein nicht Blut kostendes Mittel. „Durch ei-
 nen Herold ließ er den Wienern Frieden,
 Versöhnung und Vergessenheit alles Vorge-
 fallenen anbieten, wenn sie zu ihrer Pflicht
 zurückkehren, und ihm die Thore öffnen wür-
 den. Einen tiefen, lebhaften Eindruck machte
 dieser Antrag auf alle Bürger und Bewohner
 der Stadt; allein die kaiserliche, durch den
 Burggrafen von Nürnberg erst kürzlich
 ansehnlich verstärkte Besatzung und die Ruen-
 ringische Parthey verwarf die Friedenspalme;
 es ward bei Todesstrafe verboten, von Ueber-
 gabe zu sprechen. Traurend über seine ver-
 eitelte Hofnung, mußte daher Friedrich
 strengere Mittel versuchen. Er zertheilte sein
 Heer in mehrere Schaaren, umlagerte die Stadt

von allen Seiten, und schnitt ihr alle Zufuhr ab. Zwar suchten sich die Eingeschlossenen durch herzhafte Ausfälle Luft zu verschaffen; allein jedesmal wurden sie mit blutenden Köpfen in ihre Mauern zurückgetrieben. Bald erfolgte in der Stadt Theurung, dann Mangel, und endlich eine zu fühlbare Hungersnoth, daß Pferde, Katzen und Hunde, und zuletzt Leder, Ratten und Mäuse Leckerbissen für die Einwohner wurden. Bey hungernden Mägen und dürstenden Kehlen wurde endlich auch der Heldenmuth eines Achilles und Alexanders an der Schwindsucht vergehen; eben so gieng es auch den Wienern. Anfangs entstuden Klagen und Murren, dann erfolgten drohende Zusammenrottungen, und am Ende brach ein allgemeiner Aufstand aus. Nach einem blutigen Gefechte wurde die Garnison entwaффnet, und die Bürger schlugen die Anführer derselben in Eisen. Die Bischöfe von Passau und Freysingen, für ihre werthe Existenz besorgt, wollten bey dieser Gelegenheit entinnen; aber indem sie ekmem

Abgrund entgingen, geriethen sie in den andern. Sie wurden Friedrichs Gefangene. Eben unterhielt sich dieser auf das freundlichste mit ihnen, bewirthete sie an seiner Tafel, und bot ihnen die Freyheit gegen die einzige Bedingniß an, die Aufhebung seiner Aetzberklärung bey dem Kaiser zu bewirken, als eine Schaar unbewaffneter Männer, mit blaßen hageren Gesichtern, und zur Erde gesenkten Blicken in das Zelt trat, und sich ihm zu Füßen warf. „Was wollt ihr von mir, meine Lieben?“ frug sie der Gerührte. Da hoben alle ihre Hände empor, und riefen: Gnade! Verzeihung! Gnade, gütigster Herzog! Wir sind Abgesandte von Wien, und überbringen Euch hier die Schlüssel der Stadt. O, habt Erbarmen mit uns Verirrten! Seyd wieder unser Vater, nehmt uns wieder in Gnaden auf!

Eine Thräne der Wehmuth glänzte in dem Auge des Fürsten. Er bedachte sich nicht lange, gewährte ihnen auf die huldvollste Weise Verzeihung, und hieß sie aufstehen. —

Dieser Augenblick war für sein mildes Fürstherz einer der süßesten seines Lebens.

Einem römischen Triumphe glich sein Einzug in die Stadt. Er lächelte so herzlich, grüßte so freundlich, und schien so ganz alles Vorgefallene vergessen zu haben, daß Hoffnung, Freude und Jubel sich aller Herzen bemächtigten. Ein endloser Zug schwer belasteter Wägen mit Weinen und Lebensmitteln aller Art folgte seinem Heere. Sie wurden dem hungernden Volke unentgeltlich preisgegeben, welches sich nun auf einmal in ein Paradies versetzt wähnte, und seinen Herzog über alle Sterbliche, unter die Bewohner des Himmels, mit zahllosen Segnungen erhob. Um seine Großmuth in vollem Glanze zu zeigen, gab Friedrich all seinen gefangenen Feinden die Freyheit, und ließ durch Herolde in allen Ecken der Stadt eine allgemeine Verzeihung verkünden. Wohl, unaussprechlich wohl ward ihm bey dem Eintritte in die Burg seiner Väter. Alle Wände schienen ihm ein wohlwollendes Willkommen! zuzulächeln.

Wie viele der Gefahren und Verfolgungen umkosten ihn wie Meereswogen seit der traurigen Epoche, als er sie zu verlassen gezwungen ward! Seyd mir gegrüßt, ihr traulichen Hallen! wo einst meine Ahnen wandelten; und ich meiner Jugend glückliche Tage verlebe, sagte er gerührt bey seiner Ankunft; als er aber an ein Fenster gieng, und einen Blick auf jenen Garten, jene Laube warf, wo ihm eine einzige Bonnestunde so viele Tage des Kummers erzeugte — ach! da bebte er zurück. Brunhildens Bild trat nun vor seine Seele; er warf sich auf einen Stuhl, und überließ sich schwermüthigen Ideen.

Einige Monate genoss Friedrich der süßen Erholung in der Mitte seiner nun zufriedenen Wiener. Fest war sein Entschluß, jede Veranlassung zum Kriege nach Möglichkeit zu vermeiden, und in den Armen des Friedens alle Kräfte des Geistes der Wohlfahrt seiner Untertanen zu weihen. Doch das unerbittliche Schicksal hatte es mit eisernem Griffel auf die Tafel seines Lebens ge-

geschrieben, daß Ruhe ihm hienieden nicht mehr zu Theil werden sollte. Der König von Böhmen hatte dem Herzog in seiner traurigen Lage einige Unterstützung geleistet, und vorzüglich den bairischen Herzog abgehalten, sich mit dessen übrigen Feinden zu vereinigen. Dafür verlangte nun derselbe eine Belohnung, welche in nichts weniger als in der ewigen Abtretung des ganzen Oesterreichs, jenseits der Donau, bestand. Ich habe kein Recht, die vom Reich mir verliehenen Länder wie ein Paar Handschuhe weg zu schenken, und meine Unterthanen gleich Pferden und Kindern zu vermäkeln, erwiederte Friedrich dem Gesandten; jedoch erbot er sich, dem König, nach Möglichkeit, seinen Dank zu bezeigen. Allein es genügte kein geringerer Preis, und eh man sich's versah, stand ein böhmisches Heer in der Gegend von Laa. Der Herzog ward durch diesen unvermutheten Angriff um so mehr betroffen, da er sich in keiner kriegerischen Verfassung befand, und fast alle seine Truppen

entlassen, ja selbst seiner Ritter nur wenige bey sich behalten hatte. Doch sein Muth galt eine Armee; er wußte sich zu fassen. — Mit nicht mehr als zwey und siebenzig Helmen verließ er Wien und eilte nach Laa. Sein getreuer Jugendfreund, Bernhard von Preußl, hatte diesen Ort als Hauptmann der Besatzung, gegen den herannahenden Feind in den besten Vertheidigungsstand gesetzt. Erstaunen und Besorgniß erfüllte diesen redlichen Patrioten, als er den Herzog mit einer so geringen Begleitung ankommen sah.

Preußl. Sind das Eure Reifige alle, gnädiger Herr?

Friedrich. Ja. Mehr konnt' ich in der Eile nicht aufbringen.

Preußl. Und was wollt Ihr mit diesem Häufchen beginnen?

Friedrich. Eine sonderbare Frage! Mich mit dir vereinigen, den Feind aufsuchen, und, wenn's glückt, ihn schlagen.

Preußl. Wenn es aber nicht glückt?

Friedr

Friedrich. Seit wie lange ist der tapferste meiner Ritter so bedachtsam geworden?

Preußl. Seitdem er einsehen lernte, daß Tapferkeit von der Klugheit geleitet werden müsse. Wißt Ihr, wie stark die Macht des Feindes ist? Wißt Ihr auch, daß Herzog Ulrich von Kärnten ihr Verbündeter ist, und in eigener Person an ihrer Spitze ficht?

Friedrich. (mit Würde) Und auch Herzog Friedrich von Oesterreich wird an der Spitze der Seintgen kämpfen.

Preußl. Ich weiß, was und wie viel dieses sagen will; weiß, was die tapfern Oesterreicher unter so einem Anführer vermögen; auch glaub' ich nie den Vorwurf der Feigheit verdienet zu haben; dennoch befiehlt mir izt Freundschaft und Pflicht, Euch bey so geringer Macht gegen so ungleiche Ueberlegenheit von einem Treffen abzurathen. Unmöglich können die Böhmen weiter vorrücken, bevor sie nicht

Erster Theil.

Ⓒ

La a erobert haben. Daß ihnen aber dies so bald nicht gelingen soll, dafür laßt mich sorgen. Ihr gewinnet daher indessen Zeit, Euch zu verstärken, und noch zeitlich genug zu meiner Rettung herbey zu eilen.

Friedrich. Dein Plan ist klug, ist sicherer. Aber, Freund Preuß! Du kennest meine Weise: Zögern ist meine Sache nicht! Wie dürften wir es wagen, einer schönen Edeldirne unter die Augen zu treten, wenn sie uns sagen könnte: Ihr hattet nicht Muth, vor den Augen eurer Feinde zu erscheinen. — Nein, wir schlagen! Die sonst so flatterhafte Götinn des Glückes hat unsern Waffen noch immer gelächelt; wir wollen uns auch diesmal ihrer Gnade anvertrauen.

Preußl. Wenigstens erfüllte ich meine Pflicht. Ihr seyd Herr, und habt zu befehlen mit Eurem Knecht. Bernhard von Preußl ist entschlossen, an der Seite seines Freundes und Gebieters zu siegen — oder zu fallen,

Zu jener Zeit waren die Bürger von Lãa, so wie das männliche Landvolf jener Gegend, sehr geübte Bogenschützen. Diese Eigenschaft benützte der Herzog, und errichtete aus den Geschicktesten in Eile ein Korps von Scharfschützen. Auf Anhöhen und in Gebüsche verlegte er diese, indem er selbst mit seinen wenigen Kriegern dem Feinde auf eine Stelle entgegen rückte, wo seine beyden Flanken, durch die Lage, vor einer Ueberflüglung gesichert waren, und er von einer Erhöhung herab den Anfällen der Böhmen mit stärkerem Nachdrucke widerstehen konnte. Durch einige vorausgeschickte Reiter neckte er die Feinde, und reizte sie zum Angriffe, welcher bald darauf erfolgte. Mit wildem Getümmel drangen dieselben heran, und hielten es für ein Halmenspiel, so ein geringes Häufchen zu vertilgen, über dessen Tollkühnheit sie eben so erstaunt als erbittert waren. Schon standen sie am Fuße der Anhöhe, im Begriffe, dieselbe zu erstürmen, als ein Pfeilhagel von allen Sei-

ten auf sie los stürzte, und in einem Augenblicke mehr denn fünfzig Roſſe der tapferſten Ritter zu Boden ſtürzte. Friedrich hatte nämlich ſeinen Bogenschützen befohlen, nur nach den Roſſen der durch ihren Prunk kennbaren Ritter zu zielen, weil er aus Erfahrung wußte, wie wenig ein ſchwergeharnter Reiter ohne Pferd vermöge. Die Böhmen waren nicht wenig betroffen über dieſe unvermuthete Begrüßung; ſie beſannen ſich einige Augenblicke und wagten endlich doch den Angriff. Allein Friedrich und ſeine Getreuen ſtanden wie Felsen gegen brauſende Fluten, und ſchlugen die Stürmenden zurück. Ein gleiches Loos traf die Feinde auch bey einem zweyten Anfall. Schon lag das Schlachtfeld mit mehreren hundert Kärntnern und Böhmen bedeckt; ſchon begann ihr Muth zu wanken, als Herzog Ulrich von Kärnten, in fürſtlicher goldenglänzender Rüſtung, aus der Mitte der Schlachtordnung, und die beyden Brüder, Seifried und Katold

von Waisen, an den beyden Flügelsther-
 vorsprengten, und die Ibrigen zu einem
 dritten Angriff ermunterten. Jetzt ist es
 Zeit! schrie Herzog Friedrich aus voller
 Kehle. Und wie der Falke sich von der
 schwindelnden Höhe herab auf den Reiger
 stürzt, so stürzte er sich nun mit seiner Hel-
 denschaar auf den Feind hinab. Die Brü-
 der Bernhard und Heinrich von
 Preußl wählten sich die Brüder von Wai-
 sen zum Gegenstand ihres Kampfes; je-
 dem gelang es auch, seinen Gegner, nach
 einem hartnäckigen Kampfe, zu überwälti-
 gen und gefangen zu nehmen. Friedrich
 selbst richtete sein Augenmerk auf den Her-
 zog von Kärnten. Mit Blitzes-
 Schnelle fuhr er mit eingelegter Lanze auf denselben
 los, hob ihn aus dem Sattel, daß er
 rücklings zu Boden stürzte, und sich als
 Gefangener ergeben mußte. Kaum sahen
 die Kärntner und Böhmen den Fall
 ihrer Anführer, als Angst und Muthlosig-
 keit, wie ein elektrischer Schlag, in ihre

Herzen fuhr. Alsogleich wanden sie den Rücken und entflohen. Jetzt bekamen die braven Schützen eine neue Beschäftigung; viele der Fliehenden wurden von ihren sicher-treffenden Pfeilen ereilet, und im Laufe, gleich Hasen, zur Erde gestreckt.

Nach der besseren Gewohnheit damaliger Zeiten, wurden die meisten Kriege durch eine einzige Schlacht entschieden, und so erfolgte auch auf diesen wichtigen Sieg der Friede. Friedrich behandelte seinen herzoglichen Gefangenen auf das Großmüthigste. Aber nicht so gütig wollte sich der Sieger gegen die gefangenen Brüder von Waifen betragen. Sie waren Oesterreicher, traten in böhmische Dienste, und kämpften igt wider ihr eigenes Vaterland. Schon war der Befehl erteilt, sie als Verräther des Vaterlandes zu enthaupten, als sich Bernhard und Heinrich von Preußl zu des Herzogs Füßen warfen, und um die Begnadigung dieser durch sie entwaffneten Brüder baten. Der Groß-

müthige erhörte die Bitte seiner Lieblinge, und vermehrte durch die Begnadigten die Zahl seiner Getreuen mit zwey heldenmüthigen Jünglingen, die von nun an in seinem Gefolge erhebliche Dienste mit unwandelbarer Treue leisteten.

Zur Freude über diesen Sieg gefellte sich bald auch das Vergnügen über die Aufhebung seiner Acht. Der von dem Pabste exkommunizirte, von den Lombarden bedrängte, und von den meisten Fürsten verlassene Kaiser Friedrich bot nun ebenfalls seine Hand willig zur Versöhnung dar. Er gieng so weit, daß er dem Herzog unter Vereinigung von Oesterreich, Steyermark und Krain, die königliche Krone anbot, welche sich aber dieser weislich verbat, und dafür die Befreyung seines unglücklichen Schwagers, nebst seinen Neffen, verlangte. Allein dies Verlangen zu erfüllen, gieng über die Kräfte des Kaisers; denn seit lange mordeten die Armen im düstern Schooß des Grabes. In dieser Versöhnungs = Epoche

ward dem Herzog auch seine, durch drey Jahre geraubte Gattinn, Agnes, von dem Kaiser zurückgestellt. Der schlaue Fürst nahm sie zwar aus Politik wieder an, aber in seiner Seele hatte sich der Entschluß schon lange fest gegründet, sich durch eine förmliche Scheidung von einer Frau zu trennen, welche (nebst ihrer Unfruchtbarkeit) unedel genug war, ihren Gemahl in den Tagen der Noth zu verlassen, muthwillig in die Arme seiner heftigsten Gegner sich zu werfen, und jahrelang das Spielzeug von Höflingen zu seyn, welche Tod und Verderben ihm zu bereiten, kein Mittel unversucht ließen. Diese Trennung wurde auch späterhin wirklich in Gegenwart vieler Bischöfe vollzogen. Doch ein feindseliges Geschick versagte dem Herzog die Wonne, durch eine neue glücklichere Verbindung die Fortpflanzung seines Stammes — Erben seiner Länder — zu erleben. Agnes ward nachher die Gemahlinn Ulrichs von Kärnten, der sich durch diese Vermählung, statt

dem Lösegeld, aus Friedrichs Gefangenschaft befreyte.

Nach geendigtem böhmischen Kriege kehrte Friedrich, mit neuen Lorbern geschmückt, in seine Residenz zurück. Die Wiener empfingen ihn mit Jubel und waren freubetrunken, ihn wieder in ihren Mauern zu sehen. Allein noch hatte die Hydra Verrätheren nicht der Köpfe letzten verlohren; noch schlich dies Ungeheuer im Dunklen umher, und spie aus ihren Schlupswinkeln boshaftes Gift auf den Purpur des guten Fürsten. An die Stelle der Kuenringer stellte sich Pottendorf. Sein Haß gegen den Herzog war gränzenlos. Er ward noch immer durch den Wahn genährt, daß derselbe seine vermißte Brunhilde irgendwo verborgen halte, und sich ihrer zu Befriedigung seiner Lüste bediene. Zu feig, gleich jenen, öffentlich als dessen Gegner aufzutreten, verbarg er sich hinter der Larve des Heuchlers, trieb seine Ränke im Verborgenen, und warb sich Anhänger zur Meuterey.

Ein Theil der ungarischen Nation wurde mißvergüßt mit ihrem König Bela und kam auf den Entschluß, einen andern Beherrscher zu wählen. Die Wahl fiel auf Friedrich, welchen sie, durch eigene Erfahrung belehrt, als den klügsten und tapfersten Fürsten ihres Zeitalters verehrte. Durch eine ansehnliche Gesandtschaft trug sie ihm die Krone an. Sie forderte ihn auf, in das Reich mit einem Heere einzurücken, wo sich die Ungarn dann mit ihm vereinigen, und den Pfad auf den Thron ebnen würden. Friedrich verwarf anfangs diesen Antrag mit geziemender Verachtung; doch die Rätthe, vorzüglich aber seine jungen, feurigen Kriegsgefährten, traten auf die Seite der ungarischen Nation. Sie wagten auf das Herz ihres Gebieters einen Angriff, und zwar an seine schwächste Seite, nämlich die des Ehrgeizes. — Wenn Friedrich als Herzog von Oesterreich so viele Werke der Unsterblichkeit vollführen, so vielen Ruhm sich erkämpfen konnte, was würde ihm erst dann

möglich seyn, wenn eine so große Nation seinen Befehlen gehorchte? Ein edles, mächtiges Volk wirft sich in seine Arme; es verlangt seinen Schutz gegen einen Despoten! Ritter- und Menschenpflicht fordern ihn auf, es nicht trostlos von sich zu weisen! Warum soll Friedrich gegen Bela, den treulossten aller Nachbarn, so großmüthig handeln, nachdem er ihn zweymal ohne Veranlassung bekrieger, Oesterreich und Steyermark nebst der grausamsten Verheerung geplündert, und noch dazu den König von Böhmen zu einem zweymaligen Einfall, durch geheime Anstiftungen, verleitet hatte? Durch diese und ähnliche Scheingründe betäubten sie die mißbilligende Stimme des Herzens und — erhielten den Sieg über den Herzog. Er rüstete sich, zog mit seinem Heere an die Gränzen, und rückte in Ungarn ein. Bela, davon benachrichtiget, eilte ihm entschlossen entgegen; es kam zur Schlacht. Hier war es das erste — das einzigmal, daß Friedrich jenes Schicksal

selbst erfahren mußte, welches er seinen Feinden allenthalben bereitete; das Schicksal — geschlagen zu werden! Mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit drang er an der Spitze der Reiteren in die Schaaren des Feindes ein. Glücklich waren die Reihen durchbrochen, schon hatte er sich über Hügeln von Erschlagenen vorwärts den Pfad gebahnt; sein Schwert, und der Huf seines Rosses träufelten von Feindesblut, als auf ein Zeichen des Pottendorfers der größte Theil des linken Flügels der Oesterreicher die Schlachtordnung verließ und sich hastig entfernte. In dem Augenblicke, als die Ungarn dies bemerkten, drangen sie in die Oeffnung ein, und kamen dem rechten Flügel in den Rücken. Jetzt entstand allgemeine Verwirrung, und veranlaßte die Flucht der Oesterreicher. Friedrich sah sich plötzlich von Feinden umrungen; Fesseln oder Tod schienen sein Loos zu seyn. Schon jauchzten die Ungarn, und schriehen ihm zu, sich zu ergeben. Ha, rief er den Seiz-

nigen: Schließt euch! Befreyung oder Tod! Mit diesen Worten stieß er beyde Sporne in den Bauch seines Rosses, und mit einem mächtigen Sage sprang es mitten unter die Feinde. Seine muthigen Gefährten folgten ihm herzhast, und mächten sich glücklich einen blutigen Ausweg aus der dichtesten eisernen Mitte ihrer Gegner.

Friedrich gab sich jezt zwar alle ersinnliche Mühe, die Flihenden aufzuhalten, und die Ordnung wieder herzustellen, allein es war vergebens; er mußte sich kämpfend zurückziehen.

Bis an die Thore von Wien streiften nun die siegenden Ungarn, und übten die grausamsten Zerstörungen aus. Friedrich knirschte vor Wuth, und beklagte den Verlust so vieler seiner tapfersten Krieger und Jugendgefährten. Die schwer verwundeten Brüder von Waisen starben in seinen Armen, nachdem sie ihm zweymal in dieser mörderischen Schlacht das Leben gerettet, und so das ehemalige Geschenk des ihrigen

edelmüthig erwiedert hatten. Der Herzog wollte zwar all seine Kräfte zusammenraffen, sich dem heranströmenden Feind entgegen zu stellen, aber der Muth der Seinigen war dahin; er sah nichts als leichenblaße Gesichter der Furcht um sich her. Er mußte endlich dem ungestümen, mit Drohungen vermischten, Verlangen seiner Krieger und Råthe nachgeben, und einen harten, sehr nachtheiligen Frieden eingehen.

Pottendorf, die Urquelle all dieses Unglücks, hatte sich bey Zeiten durch die Flucht vor der Geißel der Rache gerettet.

Drey Tage und Nächte verschloß sich der Fürst in sein Gemach und blieb einsam. Zu dem Schmerz über den namenlosen Verlust und die gekränkte Ehre, gesellten sich auch noch die marternsten Gewissensbisse, dies Unheil, durch die Lockungen des falschen Ehrgeizes, selbst veranlaßt zu haben. Tief in der Seele kränkte ihn das Bewußtseyn, noch übelgesinnte Unterthanen in seinen Ländern zu wissen. Mit traurigem Widerwillen

folgte er der eisernen Nothwendigkeit, noch einmal bey den Schätzen seiner Klöster Unterstützung zu suchen, in der Gefahr, sich dadurch mit dem vielvermögenden Haße der Mönche neuerdings zu belasten; doch gelang es. Nur sehr langsam erhielt sein gebeugtes Gemüth jene Spannkraft wieder, allmählich kehrte Frohsinn und Entschlossenheit in seinen Busen zurück. Der Gedanke, durch neue ruhmvolle Thaten diesen Flecken aus dem Kleid der Ehre zu waschen, war Balsam für sein gepreßtes Herz, und erhöhte die Kräfte seines nach Ruhme ringenden Geistes. Nicht lange versagte ihm das Verhängniß die Erfüllung seines Wunsches.

So eben befand er sich in der Steyermark auf seinem Jagdhofe zu Lobbel, als ihm ein Abgesandter des Königs Bela die Nachricht brachte, daß die Tartarn mit fünfmahlundert tausend streitbaren Männern in Ungarn eingefallen seyen, und schon die Hälfte des Reiches, gleich einer unaufhaltsam

samen Flut, überschwemmet hätten. Schauerhaft waren die Schilderungen dieses Mannes von der Macht und den Greuelthaten dieser heidnischen Barbaren, dringend war die Bitte um Hilfe des auf seinem Throne zitternden Bela. Allein lächelnd und ruhig erwiederte Friedrich dem Gesandten: „Sagt Eurem König meinen Gruß, und berichtet ihm, daß ich komme. Wenn diese ungebetenen Gäste nicht unsterblich sind, so sollen sie ohne schwerer Zeche nimmer den Heimweg finden.“ Augenblicklich sandte er seine Jäger auf den schnellsten Jagdrohen in alle Gegenden aus, um seine Vasallen zu einer Menschenjagd einzuladen. Noch ehe sechs Wochen vergiengen, flatterten seine Fahnen schon tief in Ungarns Gefilden. Bela suchte bis zur Ankunft des Herzogs eine Schlacht zu vermeiden, aber die übermächtigen Feinde tobten auf ihn los, und ließen ihm keine andere Wahl, als Flucht oder Kampf. Er begann. Dumpf hallte das Getümmel der Schlacht bis zu den
 Wols-

Wolken empor, weit in die Ebene bebte die Erde vom Traben der Roße, und ein stöhnendes Gebrülle erfüllte den ausgedehnten Luftraum, als Friedrich mit seinen Desterreichern und Steyermärkern zur Hilfe herbey flog. Indem er das Schlachtgewitter in der Ferne bemerkte, da schlug ihm das Herz vor Freude. Er rief seinen Gefährten zu: „Horch, horcht, Kameraden! der blutige Tanz hat schon angefangen — Fort! laßt uns eilen, daß wir ihn nicht versäumen! Mit diesen Worten gaben sie ihren Roßen die Sporne und sprengten dem Schlachtfelde zu. Ein Schutzgeist, ein Retter vom Himmel gesandt, war jetzt Friedrich den bedrängten, von der Menge ihrer Feinde bereits überflügelten und umrungenen Ungarn. Wie von den Alpengebürgen herab der Sturm brausend in das Thal darnieder raset, und wolkenanragende Fichten krachend aus ihren Wurzeln reißt, so stürzten jetzt die Desterreicher auf die Flanke der Tartarn los. In wenigen Augenblicken war

ihr kurz zuvor noch blankes Eisen mit schäumendem Feindesblut geröthet. Jeder ihrer Hiebe galt ein Menschenleben. Köpfe und Rümpfe zur Rechten und Linken gehäufet, bezeichneten ihre blutige Spur. Einem fürchterlichen, allmächtigen Gebieter des Todes glich Friedrich an ihrer Spitze. Die schon ermatteten Ungarn erhielten durch diesen Beystand neuen Muth, neue Kräfte. Mit der letzten, an Verzweiflung gränzenden Anstrengung wagten sie noch einen Angriff. Endlich, von zwey Seiten geängstigt, schwankte die schwere Wetterwolke der Feinde; ihre ungeheure Masse gerieth in ordnungslose Bewegung. Sie schienen sich wieder zu fassen, standen, wichen Schritt vor Schritt, standen und fochten wieder, und nur nach dem wüthendsten Widerstande erfolgte eine allgemeine Flucht. Entsetzlich war nun die Verwirrung, gräßlich das angerichtete Blutbad. Mit heulendem Geschrey stürzten die Flüchtlinge übereinan-

der; Freunde mordeten Freunde, die Verit-
tenen stießen das Fußvolk nieder, um sich
über die Leichen ihrer Brüder Auswege zu
bahnen. Friedrich traf im Nachsehen
auf eine Anhöhe. Von dort sah er, so
weit seine Sehkraft reichte, die Feinde wie
Gewässer des Ozeans, dahinwallen; nicht
Siegerstolz — seine Wehmuth blickte ihnen
nach.

Die freudetrunkenen Ungarn folgten
nicht dem Rathe des Herzogs, die Geschla-
genen so lange zu verfolgen, bis sie entwe-
der unterjochet, oder über die Gränzen des
Reiches vertrieben wären. Sie begnügten
sich mit dem errungenen Sieg, ohne die
Vorthelle desselben zu benützen, aber die
Folgen ihres Eigensinnes zeigten sich bald.
Die Tartarn sammelten sich von neuem,
und rückten am dritten Tage schon wieder
mit beträchtlicher Macht den Ungarn ent-
gegen. Eine zweyte Schlacht begann. Auch
hier entschied Friedrichs und der Seine

gen Tapferkeit den glänzendsten Sieg. Dem König selbst wurde durch die Oesterreicher das Leben gerettet. Bela, ohne Menschenherz, war keiner Dankbarkeit fähig. Er beneidete sogar den Ruhm seines Erretters, und da er dessen Hülfe nun nicht mehr zu bedürfen wähnte, so haschte er nach einem Vorwande, sich der Deutschen zu entledigen. Der Herzog bemerkte seine Absicht, lächelte darüber und zog in seine Lande zurück; aber tiefe Verachtung wurzelte in seiner großen Seele gegen diesen unedlen Fürsten.

Raum zwey Monate bedurften die geschlagenen Tartarn, sich zum drittenmale zum Streit zu rüsten. Mit gewaltiger Uebermacht traten sie wieder auf, und schlugen. Jetzt empfanden die Ungarn die Abwesenheit ihres deutschen Schutzgeistes. In der Gegend bey Pest war der unglückliche Ort, wo sie die schrecklichste Niederlage erlitten. Das ganze Königreich fiel darauf

in die Hände der Feinde. König Bela
entfloh mit seiner Gattin — nach Wien.

Friedrich nahm zwar den gekrönten
Flüchtling mit edler Gastfreundschaft auf,
aber er fühlte keinen Trieb, neue Großmuth
an einen Undankbaren zu verschwenden. Lan-
ge mußte Bela vergebens um Unterstützung
bitten. Endlich erhielt er sie doch gegen die
Zurückgabe jener Summen und Ländereyen,
mit welchen der Herzog einst von ihm den
Frieden zu erkaufen gezwungen war. Der
bedrängte König war nun genöthiget, sich
alles gefallen zu lassen. Er nahm seine
Zuflucht zur Verstellung, und würgte seinen
Eifer zurück; aber in den Tiefen seiner Seele
schwur er dem Oesterreicher Rache —
unversöhnliche Feindschaft.

Als der Herzog von der Begleitung des
hungarischen Königs über Dalmatien
nach Wien zurückkehrte, genoß er endlich,
binnen seiner Regierung das erstemal, einer
längeren Ruhezeit. Zwar wagten die Bay-

ern und Passauer einen Einfall in Oesterreich; allein ein einziges siegreiches Treffen und die Zerstörung zweyer feindlichen Schlösser endigte diese Fehde. Auch schickte er um eben die Zeit dem deutschen Orden Hülfstruppen gegen die unruhigen heidnischen Preußen. Ein großer Theil des östereichischen und steyermärktischen Adels gesellte sich zu denselben. Sie errangen, angeführt von Heinrich von Liechtenstein, einen glänzenden Sieg, nahmen den Sohn des geschlagenen Brennenherzogs als Geißel mit sich, und kehrten, mit vieler Beute bereichert, in ihr Vaterland zurück.

Während dieser Begebenheiten brach endlich die Feindschaft zwischen Papst und Kaiser in volle Flammen aus. Aufgeregt von dem Ersteren, traten endlich die deutschen, besonders geistlichen Fürsten zusammen, einen Gegenkaiser zu wählen. Ihre einstimmige Wahl fiel auf Friedrich von Oesterreich. Aber der Edle schlug eine

Krone mit Entrüstung aus, die er nur als ein meineidiger Rebelle erhalten und besitzen konnte. Er und Eberhard, der biedre Erzbischof von Salzburg, widersezten sich der Kaiserwahl auf das nachdrücklichste. Der Herzog eilte mit einem prächtigen Gefolge nach Verona, um Friedrich den Zweyten seiner Treue und unwandelbaren Ergebenheit zu versichern. Wie verändert war jetzt die Szene! Der ehemals Geächtete ward jetzt mit allen möglichen Freundschafts- und Ehrenbezeigungen überhäufet. Alle seine Rechte und Privilegien wurden ihm nicht nur bestätiget, sondern denselben viele neue beygefügt, und überdies noch der österrichische Herzogshut mit einer königlichen Krone geschmückt.

Friedrich war kaum von dieser Reise in sein Vaterland zurückgekommen, als er die Nachricht von einem feindlichen Einfalle der Ungarn erhielt. Bela hatte sich unterdessen mit den Tarkarn und Ruma-

nen verbunden, und schon war seine ungeheure Heeresmacht, unter Anführung eines Grafen von Frangipan, bis an den Leytafluß vorgebrungen. Der muthige Herzog lächelte bey dieser Nachricht und sprach: Das hab' ich erwartet. Der König von Ungarn will mir seinen Dank für geleistete Dienste erstatten. Alle seine Vasallen wurden wieder aufgeboten und nach Neustadt beordert, wohin sich auch der Herzog auf das schnellste verfügte. Seine folgamen, kampfbegierigen Krieger erscheinen bald, und in zahlreicher Menge. Innig erfreute er sich darob, und bestimmte den Tag zum Angriffe. In der Nacht vor der Schlacht ward Friedrich von einem sonderbaren Traume beunruhiget. Halbschlummernd lag er auf seinem Ruhebette. Seine lebhafteste Phantasie schwärmte schon auf dem Schlachtfelde im eisernen Würfelspiel umher. Jetzt schlug die Mitternachtsstunde; plötzlich kam es ihm vor, als öff-

nete sich die Thüre seines Gemachs, und ein geharnischter Ritter, mit todtenblaßem Antlitz, trete bedächtlich zu seinem Lager hin. Friedrich erkannte die Rüstung; es war die des Albert von Babenberg. Was willst du hier? frug ihn der unerschrockene Herzog; allein er blieb ihm die Antwort schuldig. Schweigend und wehmüthig starrte die Gestalt ihn an, und bot ihm endlich die Rechte zum Handschlag dar. Als nun Friedrich zulangte, gab sie ihm einen derben Druck, daß es kalt wie Eis durch all seine Adern rieselte. Auf einmal war das Gesicht wieder verschwunden.

Scherzweise erzählte Friedrich am Morgen diesen Traum seinen Vertrauten, und gab dann den Befehl zum Aufbruch seines Heeres. Nach einigen Marschen erblickte er den Feind; denn auch die Ungarn waren indeßen mit starken Schritten vorgerückt. Sie wählten auf beyden Seiten ihre Stellungen, und so kam es zur

Schlacht. Hartnäckig und wüthend war dieselbe. Drey heiße Stunden fochten sie schon, und noch wankte die Wagschale des Sieges unstät zwischen den Kämpfenden. Viermal hatte bereits der Herzog mit seinen geharnischten Reitern die feindlichen Glieder durchbrochen, aber immer schloßen sie sich wieder. Jetzt gab er Befehl, sich langsam zurück zu ziehen. Kaum bemerkten dies die Horden der Tartarn, als sie die Ordnung der Glieder zerstörten, und, begierig nach Beute, den Oesterreichern mit wildem Geschrey nachsetzten. Diesen Umstand benützten Friedrichs Krieger, wandten sich nun plötzlich um, und wälzten sich in aller Hast, wie ein Waldstrom, auf die getrennten Reihen der Feinde. Jetzt entstand das gräßlichste Gemetz; und jetzt entflohen die räuberischen Barbaren. Friedrich, nach seiner Sitte, eilte an der Spitze der Reiterey den Flihenden nach; die Schnelligkeit seines Rosses ließ seine Ge-

fährten eine weite Strecke zurück. Frangipan, der dessen Absicht bemerkte, schäumte vor Wuth, warf sich dem Herzog entgegen, und bot ihm einen Zweykampf an. Friedrich besann sich nicht lange, legte die Lanze ein, und eben sprengten sie gegeneinander, als ein Kumaner seinen Speer nach dem Pferde des Herzogs schleuderte. Es stürzte an der Stelle. Diesen Augenblick benützte Frangipan, durchbohrte ihn mit seiner Lanze, und floh von dannen.

Wer vermag es, die Bestürzung, den Schmerz zu schildern, als ihn seine Getreuen, einige Sekunden nach vollbrachter That, unter der Last seines über ihn sich wälzenden Rosses, noch röchelnd fanden? Sie hoben den Herzog auf, allein die Schatten des Todes umhüllten ihn schon. Leise sprach er sterbend die Worte. „Lebe wohl, meine Brüder! Ich sterbe, aber — als Sieger.“ In den Armen seiner ge-

liebtesten Jugendfreunde und Kriegesgefährten entschlummerte er siegend, ein zweyter Epaminondas.

Dies waren die Thaten, so war das traurige Ende des letzten Babenberger's, welcher fünfzehn Jahre Oesterreich und die Steyermark rühmlich beherrschte. Im Kloster zum heiligen Kreuze ruhen die Gebeine dieses Helden, der, ob er gleich nur fünf und dreyßig Jahre erlebte, doch alle Fürsten seines Zeitalters an Ruhm und Klugheit verbunzelte.

Friedrich's Fall hatte in seinen Ländern unsägliche Verwirrung und gränzenloses Elend zur Folge. Seine verwaissten Unterthanen erlitten durch eine lange Reihe von Jahren die grausamsten Drangsale, bis der Löwe von Habsburg auf ihren Gefilden erschien, und mit ihm Wohlstand und dauerhaftes Glück zurück kehrte.

Im Jahre 1246 fiel der letzte Bam-
berger durch einen Frangipan; im
Jahre 1268 ward der letzte Hohen-
stauffen von einem Frangipan auf
das Blutgerüst nach Neapel verkauft;
und im Jahre 1670 wurde der letzte
Frangipan zu Neustadt durch Henz-
fershände — enthauptet.

In dem Jahre 1740 ist die Stadt
 durch einen Brand fast ganz
 zerstört worden. Die Kirche
 wurde ebenfalls zerstört und
 erst im Jahre 1745 wieder
 erbaut. Die Stadt ist
 jetzt eine kleine Handelsstadt
 und hat eine Bevölkerung von
 etwa 10000 Einwohnern.